

EINE GESCHICHTE DES RAUMDENKENS

— VON DER TOPOLOGIE ZUR SPATIOLOGIE UND ZURÜCK

*Par l'espace, l'univers me comprend et m'engloutit
comme un point; par la pensée, je le comprends.*

Pascal

Vorab: Warum schon wieder Raumtheorie?

Ist langsam nicht genug, vielleicht sogar schon zu viel geschrieben worden über den ›Raum‹? Selbst wenn dem so wäre, wir stünden vor derselben Notwendigkeit. Der Gegenstand unserer Forschungsprojekts ist ein räumliches Phänomen, und so liegt unserer Untersuchung ein Fundamentalbegriff zugrunde, der ebenso basalen wie problematischen Charakter hat: ›Raum‹ ist eine Wirklichkeitsdimension allen empirischen Seins und gleichzeitig theoretisch höchst zersplittert. ›Die‹ Raumtheorie, von der wir zur Gewinnung unserer Erkenntnisse Gebrauch machen wollen und müssen, existiert nur im Plural, und zwar in einem perspektivisch gebrochenen, nur schwer überschaubaren Plural, der zudem das Ergebnis einer geschichtlich gewachsenen und in sich vernetzten Konfiguration vielschichtiger Theoriebildungen ist. Die Arbeit an der Theorie verlangt daher einerseits, diese historische Konfiguration insofern als ›Struktur‹ aufzufassen, als jedes Begriffselement darin nur aus der Beziehung zum Strukturganzen in seiner ganzen Bedeutung aufscheint und demnach nur so adäquat verstanden werden kann. Andererseits kann eine fundierte Untersuchung nur dann im Ganzen zielgerichtet sein, wenn sie selbst über die notwendige Orientierung verfügt, um sich im Netz der Theorien stets wiederfinden zu können.

Wenn im Folgenden also versucht wird, den Fäden dieses Netzes in seinen markantesten Punkten nachzuspüren, dient dies keinem Selbstzweck, sondern soll gesehen werden als ein orientierender Überblick über die verschiedenen historischen Raumkonzeptionen und ihre strukturellen Zusammenhänge, als Selbstverortung unserer Forschung in einem größeren, allgemeineren Diskursrahmen, als Reflexion auf die begrifflichen und geschichtlichen Voraussetzungen zur Abwehr einer historisch unreflektierten, bloßen Übernahme aktueller Auffassungen sowie, zu guter Letzt, als Legitimierung des für die Untersuchung in Anschlag gebrachten Theorierepertoires und methodischen Vorgehens.

Abstract

Das 20. Jahrhundert sei das Jahrhundert des Raums, lautet die mittlerweile als Diskursdiagnose gelesene Aussage, die Michel Foucault an einer ursprünglich weniger prominenten Stelle seines Werkes machte.¹ Als Wissensarchäologe ist ihm beim Ausruf des ›Raumzeitalters‹ allerdings

¹ Die Aussage entstammt keiner seiner Monographien, sondern dem 1967 von ihm gehaltenen Heterotopie-Vortrag »Des espaces autres«, der erst 1984, im Jahr seines Todes, von ihm als Text der

allzu klar gewesen, dass die erhöhte Aufmerksamkeit für den Raum in den Geisteswissenschaften des letzten Jahrhunderts, welche nach Foucaults Tod ihren bisherigen Klimax im sogenannten *spatial turn*² gefunden hat, mitnichten einen Bruch in der Wissensgeschichte markiert, sondern vielmehr das geschichtliche Ergebnis einer kontinuierlichen Beschäftigung mit einem Thema darstellt, welches mitten ins Herz der Verfassung unserer Wirklichkeit trifft. Dass das von Natur aus Erste zuletzt zum Begriff kommt, scheint dabei die aristotelische Sentenz zu sein, gegen die das Denken sehr früh schon antrat, um über die Jahrhunderte hinweg, unter der Einwirkung der historischen Voraussetzungen und Vorstellungen der jeweiligen Epochen, eine Fülle an philosophischen, physikalischen und mathematischen Modellen hervorzubringen, die bis in die heutige Zeit fortwirken. Das jüngst verdichtete Diskursnetz, welches das alte Projekt, den Raum theoretisch einzufangen und fassbar zu machen, neu belebte, spinnt daher nicht alle seine Fäden neu. Die wesentlichen Grundlinien des Raumdensens lassen sich, bei aller geschichtlicher Veränderlichkeit, in ihren Fundamenten bis in die griechisch-römische Antike zurückverfolgen.³ Zuletzt waren es freilich aber die Emanzipation der Naturwissenschaften von der Philosophie und schließlich die Erkenntnisse der modernen Mathematik und Physik, die gerade aufgrund der tiefen geschichtlichen Verwurzelung des Raumdensens eine neue Herausforderung für einen schon alten Diskurs darstellten und dementsprechend sprengstoffartige Wirkung entfalteten. So hat die naturwissenschaftliche und mathematische Problematisierung des Raums im Laufe des 19. Jahrhunderts, und damit weit vor dem *spatial turn*, zu einer Art ›Achsenzeit‹ des Raumdensens geführt, welche die Fäden des

Veröffentlichung freigegeben wurde. Die Rezeption der ›anderen Räume‹ war, die gewissermaßen als ein Auftakt zur Ende der 80er-Jahre ausgerufenen raumtheoretischen Wende in den Sozial- und Kulturwissenschaften gelten kann, war so enthusiastisch, dass der Begriff der Heterotopie quasi unmittelbar ins Begriffsrepertoire der kulturwissenschaftlichen Raumdiskussion überging. Michel Foucault: *Le corps utopiques. Les hétérotopies* [1966, früheste Fassung des Vortrags], hrsg. v. Daniel Defert, Paris: Lignes 2009 (dt. *Die Heterotopien/Der utopische Körper*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005) bzw. Michel Foucault: „Des espaces autres“ [1967, überarbeitete Fassung], in: *Architecture, Mouvement, Continuité* 5/1984, S. 46–49 (dt. „Von anderen Räumen“, in: M. F.: *Dits et écrits. Schriften in vier Bänden*, hrsg. v. Daniel Defert, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001–2005, Bd. IV, S. 931–942).

² Der Ausdruck stammt ursprünglich von Edward Soja zur Bezeichnung eines wachsenden Interesses für Raumfragen in den Sozialwissenschaften seit den späten 1960ern; vgl. *Postmodern Geographies. The Reassertion of Space in Critical Social Theory*, London/New York: Verso 1989, 16 u. 39ff. Im Allgemeinen beansprucht die davon ausgehende Rede vom *spatial turn* einen Paradigmenwechsel in den Kultur- und Sozialwissenschaften, welcher den ›zeitfixierten‹ Blick der Moderne auf die Kategorie des Raums lenkt und diesen nicht mehr als statischen Behälter, sondern als Ergebnis sozialer Dynamiken entdeckt; vgl. Doris Bachmann-Medick: »Spatial turn«, in: Ansgar Nünning (Hrsg.): *Metzler-Lexikon Literatur und Kulturtheorie*, Stuttgart: Metzler 2013, 697f. Angesichts der emphatischen Rhetorik einer ›Wende‹ wurde vielerorts eine Reflexion auf die historischen Voraussetzungen und Vorläufer des gegenwärtigen Raumdiskurses vernachlässigt. Einen entscheidenden Beitrag lieferte demgegenüber der von Stephan Günzel und Jörg Dünne 2006 herausgebrachte Band, der grundlegende Texte aus Philosophie und Kulturwissenschaft vor 1989, von Descartes bis Bourdieu, kommentiert zusammenstellt und somit dem historisch blinden Fleck der neuen Rede vom Raum entgegenwirkt. Siehe Jörg Dünne/Stephan Günzel: *Raumtheorie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2012.

³ Die Metapher der ›Linie‹ soll freilich keine lineare oder gar teleologische Vorstellung der Geschichte des Raumdensens suggerieren. Wir teilen demgegenüber die Überzeugung, dass Begriff wie Phänomen einem geschichtlichem Wandel unterworfen sind, der keiner inhärenten Logik folgt; zu den historisch-epistemischen Bedingungen der Begriffsgeschichte siehe Stephan Günzel: »Philosophie und Räumlichkeit«, in: Fabian Kessel et al. (Hrsg.): *Handbuch Sozialraum*, Wiesbaden: VS 2005, S. 89–110; wir zitieren aus der Online-Version: <URL: http://www.stephan-guenzel.de/Texte/Guenzel_Raum.pdf [15.07.2015]>.

Diskurses in gewisser Weise ausfransen ließ und eine ›Verperspektivierung‹ der Raumtheorien mit sich brachte. Auf diese Weise hat das anscheinend so zeitbesessene Jahrhundert die Vorarbeiten geliefert, deren Früchte im darauffolgenden reifen konnten. Das Ergebnis ist aktuell nicht nur ein reges und produktives Nebeneinander unterschiedlichster theoretischer Zugänge zum Raumproblem, sondern auch die in den Geisteswissenschaften geteilte Überzeugung, dass die alte sokratische Was-Frage in Bezug auf den Raum wohl unbeantwortet bleiben wird und stattdessen Fragen nach dem Wie gesellschaftlicher Raumkonstitution in den Vordergrund treten müssen.

Erste Gegenüberstellungen

Die Anfänge des abendländischen Raumdenkens liegen in der Mythologie der griechischen Antike und damit weit vor dem Beginn einer philosophischen Begriffsbildung. In seiner reinen Ausdehnung gefasst, taucht der Raum erstmals im ätiologischen Gedankenkreis kosmogonischer Erzählungen auf, so in Hesiods *Theogonie*, wo vom ursprünglichen Weltzustand, der *arché*, als einem gähnenden Loch, dem *chaos* berichtet wird.⁴ Als schiere Leere ist das Chaos selbst noch älter als die ersten Götter, Gaia und Uranos, und trennt deren Sphären der Erde respektive des Himmels. Damit erhält das Chaos eine Doppeldeutigkeit, welche auf eine Grundopposition verweist, die für die gesamte Geschichte der Raumbegriffe wesentlich ist: Zum einen trennt und verbindet der Raum zwischen Zweien, zum anderen geht er dem Unterschiedenen selbst noch als Grund voraus.⁵

Im entmythologisierten Fragen nach der *arché* bei den vorsokratischen Naturphilosophen wird der Raum zwar über die Chiffre des Unbegrenzten, dem *apeiron*, thematisch, erfährt aber außerhalb verschiedener Unendlichkeitsspekulationen keine eigene begriffliche Spezifikation. Jedoch ist, neben Fragen nach dem Urstoff der Dinge oder der Größe und Abstände der Himmelskörper, aus jener Zeit insbesondere der Streit zwischen Heraklit und Parmenides über die Verfassung des Seins von nicht zu unterschätzendem Einfluss für die Folgezeit. Als Reaktion auf die Kontroverse zwischen der heraklitischen Position, der zufolge alles Sein Werden ist, und dem parmenidischen Sein, das vollkommen, unveränderlich und das Nichtseiende ausschließend ist, treten zwei Lehren hervor, welche die durch Hesiods Chaos aufgeworfene Grundposition schärfer werden lassen.⁶ Im demokritischen Atomismus finden wir erstmals eine ›physikalische‹ Theorie des Raums. Als Gegenposition zu Parmenides' Ausschluss des Nichtseienden behauptet sie dessen Existenz bzw. die Existenz der Leere (die in der Vorsokratik gleichbedeutend mit Nichtseiendem ist) als zweite Grundrealität neben der Materie: ›In Wahrheit gibt es nur Atome

⁴ Siehe Hesiod: *Theogonie*, Vers 116ff. Der Urzustand des Kosmos (gr. ›Ordnung‹) als Chaos, als ungeordnete Leere, ist eine erstaunliche Konstante der allermeisten frühen Mythologien, so auch das ›Tohuwabohu‹ (hebr. ›wüst und leer‹) des Ersten Schöpfungsberichts im 1. Buch Mose. Geht man zurück in die Zeit der Jäger und Sammler, so finden sich Entstehungsmythen, die von Helden erzählen, welche durch die Bezwingung monströser Gestalten das ursprüngliche Chaos in eine vom Menschen bewohnbare, geordnete Welt überführen; vgl. André Leroi-Gourhan: *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*, »Dritter Teil: Die ethnischen Symbole, XIII. Soziale Symbole, Dynamischer und statischer Raum«, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1980, S. 387–445, hier S. 402f. (frz. *Le geste et la parole II. La mémoire et les rythmes*, »Troisième partie: Les symboles ethniques, XIII. Les symboles de la société«, Paris: Albin Michel 1964, S. 138–205, hier: S. 155f.).

⁵ Zu dieser bei Hesiod erstmals anklingenden Doppeldeutigkeit des Chaos siehe Stephan Günzel, »Philosophie und Räumlichkeit«, *art. cit.*, S. 4.

⁶ Siehe Heraklit B 12 u. 91 bzw. Parmenides B 1-8 (die Zitationen folgen der Nummerierung der *Fragmente der Vorsokratiker* von Hermann Diels/Walther Kranz, im Folgenden abgekürzt mit »DK«).

und Leere⁷. Dieser Leere kommt innerhalb des räumlich unbegrenzten Kosmos eine wesentliche Funktion zu, da sie als widerstandsloser Leerraum sowohl das Nebeneinander als auch die Bewegung der materiellen Körper erst ermöglicht. Stand diese Auffassung damals im Schatten der übermächtigen Platon- und Aristotelesrezeption (beide leugnen die Möglichkeit des Vakuums), gelten die Atomisten heute als Initiatoren eines abstrakten, physikalischen Raumbegriffs in der Antike und als Vorläufer des absoluten Raums, da sie erstmals einen Raum der bloßen dreidimensionalen Ausdehnung konzipieren, der alle physikalischen Ereignisse ›beherbergt‹.⁸ Zwar nimmt die atomistische Leere noch eine Stelle im Kosmos ein, wird also noch nicht mit dem Raum selbst identifiziert, dennoch steht sie für einen Raumbegriff, der nicht-mythologisch ist und keine konkreten Orte meint, sondern einem abstrakten (meta)physischen Prinzip gleichkommt. Der für die Formel ›Alles ist Zahl‹ und seine Theorie der kosmisch-harmonischen Zahlenverhältnisse bekannte Pythagoreismus liefert dagegen eine Auffassung des Raums, die zwar theoretisch weniger ausgebaut ist als die atomistische, gleichwohl aber als die früheste Form derjenigen Grundtendenz gesehen werden kann, nach welcher der Raum primär über die Anordnung der Dinge in ihm gefasst wird. Im Hintergrund steht dabei die durch die Pythagoreer erstmals formulierte kosmologische Vorstellung von der Erde als einer frei schwebenden Kugel, die sich im Verhältnis zu anderen Planeten bewegt.¹⁰ So steht der Pythagoreismus Pate für eine Auffassung, die den Raum nicht als allgemeines Prinzip oder als die abstrakte Ausdehnung schlechthin sieht, sondern ihn in den Formen und Beziehungen bereits vorhandener Körper, d.h. in den relationalen Raumverhältnissen begreift.

Der Gegensatz zwischen atomistischem und pythagoreischem Raumdenken stellt die erste philosophische Quelle jener grundlegenden Opposition dar, die in Hesiods Chaosbegriff bereits anklingt, sich von der Sache her durch die gesamte Raumphilosophie hindurchzieht, spätestens seit der ausgehenden Antike durch die Dichotomie der beiden Fundamentalbegriffe *Raum* (*chora*, *spatium*) und *Ort* (*topos*, *locus*) begrifflich fixiert ist und metaphorisch am besten durch die jeweiligen Vorstellungen eines ›Behältnisses‹ respektive eines ›Netzes‹ illustriert wird. Auf der einen Seite steht die Auffassung des Raums schlechthin in seiner bloßen Ausdehnung als Behälter-, Leer- oder Zwischenraum, auf der anderen Seite die des Raums als ein durch die Relationen der Körper aufgespanntes Ortsnetz. Die zweite Auffassung ist mit Bezug auf den griechischen Ortsbegriff unter dem Terminus *Topologie* bekannt. Die dazu konträre, erste Auffassung ermangelt bislang eines Gegenbegriffs, weshalb wir an dieser Stelle mit Bezug auf den lateinischen Raumbegriff den Terminus *Spatiologie* vorschlagen möchten. Wie im Folgenden noch gezeigt werden wird, scheiden sich ontologisch gesehen die beiden Grundarten von Raumkonzeptionen typischerweise durch eine fundamentale Differenz: *Spatiologisch* wird der Raum in aller Regel als *Konstituens* von Realität überhaupt gesehen, als Raum *ante rem*, der ontologisch ›vor‹ den Dingen steht, insofern er deren Existenz allererst ermöglicht. *Topologisch* wird der Raum dagegen selbst als ein *Konstitutum* gesehen, als Raum *post rem*, der ontologisch ›nach‹ den Dingen steht, insofern er erst mit ihnen oder durch sie entsteht.

⁷ Demokrit B 125 (gemäß DK).

⁸ Ein besonderes Interesse an den Atomisten hatte die neuzeitliche mechanistische Physik deshalb, weil in ihrem Kosmos keine anderen Instanzen über die Materie herrschen als der Zufall und die Notwendigkeit anonymer Naturgesetze; vgl. hierzu und zur antiken Raumphilosophie im Allgemeinen Hans Günter Zekl: »Raum. I. Griechische Antike«, in: Joachim Ritter et al. (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie* (= *HWPh*), Basel: Schwabe 1992, VIII, S. 68-82, hier S. 70.

⁹ Siehe Aristoteles: *Metaphysik* 985b 23-26 (Bekker-Zählung).

¹⁰ Zu den Pythagoreern, die diese Ansicht vertreten, gehören Hiketas, Ekphantos und Philolaos; siehe etwa Diogenes Laertius VIII, S. 85.

Platons Spatiologie und Aristoteles' Topologie

Der erste in diesem Sinne ›reine Spatiologie‹ ist, wie zu erwarten, Platon, der innerhalb seiner Ideenlehre, mit welcher er den parmenidisch-heraklitischen Gegensatz von Sein und Werden zu überwinden sucht, dem Raum eine zentrale ontologische Funktion zuschreibt. Wird in vielen Platonischen Dialogen die genaue Beziehung zwischen den beiden Gattungen des Seienden, dem unveränderlichen Sein der Ideen einerseits und dem steten Wandel der sinnlich erscheinenden Dinge andererseits, noch eher vage durch die Metapher der ›Teilhabe‹ oder des ›Abbilds‹ beschrieben, erfährt dieses Problem im späten *Timaios* eine systematische Lösung. Platon führt hier den Raum, die *chora*, als eine zwischen Sein und Werden vermittelnde »dritte Gattung«¹¹ ein. Als »Worin des Werdens« der Dinge räumt die *chora* dem Sein der isoliert, rein und unveränderlich existierenden, allgemeinen Ideen ein konkretes Vorkommen in den individuellen Sinnendingen ein, und zwar in der Vielzahl ihres gleichzeitigen Nebeneinanders; auf diese Weise können koexistierende Dinge jeweils für sich etwa an der Idee des Menschen ›teilhaben‹, jeweils aber zusätzlich an verschiedenen weiteren Ideen wie der der Gerechtigkeit oder der Weisheit, während die jeweiligen Ideen selbst nur in homogener Einheit voneinander getrennt existieren. Der Raum holt die Ideen gewissermaßen vom ›Ideenhimmel‹ in die konkreten Sinnendinge hinein und lässt sie dort in Mischung auftreten. Da die *chora* demnach die Existenz der einzelnen Sinnesdinge erst ermöglicht, darf sie das platonische *principium individuationis* genannt werden, d.h. das metaphysische Stiftungsprinzip des Individuellen aus dem Allgemeinen, welches als »Amme des Werdens«¹² selbst neutral, abstrakt und qualitätslos sein muss – nicht jedoch leer. Um tatsächlich das Feld zu sein, welches jede stoffliche Konfiguration ermöglicht, nimmt Platon ein quasi-materiell gedachtes Kontinuum an, das kein Vakuum erlaubt und aus geometrischen Feinstrukturen die Stoffe emergieren lässt.

Dieser sehr starken, in der Antike nicht mehr überbotenen Raumtheorie steht in vielerlei Hinsicht die aristotelische Ortslehre entgegen. In Aristoteles' Kritik an der Ideenlehre und seiner Grundlegung einer Wissenschaftssystematik taucht die platonische *chora* nicht mehr auf. Im Zentrum seiner Überlegungen zum Raum steht dagegen der Begriff des *topos*. Zunächst gehört dieser innerhalb der Sprachlogik zu den zehn Grundprädikamenten, d.h. den zehn grundsätzlichen Kategorien des Prädizierens von Satzsubjekten, in diesem Fall als die Antwort auf die Frage, wo sich ein Seiendes befindet. Ontologisch gedacht, bezeichnet der Ort damit aber nicht nur eine Weise des Aussagens, sondern eine grundlegende Seinsweise der Dinge selbst.¹³ In dieser Bedeutung taucht der *topos* in der aristotelischen *Physik* wieder im Kontext der Frage nach der Natur der Bewegung und ihren Voraussetzungen auf. Als die beiden Grundbedingungen nennt Aristoteles Zeit und Ort, wobei jene unbegrenzt und dieser begrenzt, genauer: selbst begrenzend ist. Ausgehend von der empirischen Beobachtung, dass alle Dinge einen Ort haben, Orte gewechselt werden können und dies in der Dreidimensionalität von unten-oben, links-rechts und vorne-hinten geschieht, kommt Aristoteles unter der Annahme, dass es kein Vakuum geben kann, zu dem Schluss, dass der Ort nicht identisch mit dem Körper ist,

¹¹ Platon: *Timaios* 48e ff. (Stephanus-Paginierung), das folgende Zitat ebenso.

¹² Ebd. 52d.

¹³ Im Gegensatz zur *Topik*, wo die aristotelischen Kategorien (Substanz, Quantität, Qualität, Relation, Ort, Zeit, Zustand, Haben, Wirken, Erleiden) noch klar als Aussageweisen ausgewiesen werden, verlagert sich der Schwerpunkt in den *Kategorien* hin zu ihrer ontologischen Bedeutung als Seinsweisen. Hier formuliert Aristoteles seine Lehre vom Unterschied zwischen ›Substanz‹ (die erste Kategorie als die ›Washeit‹ oder das ›Wesen‹ eines Dinges) und die davon abhängigen ›Akzidenzien‹ (die restlichen neun Kategorien). In der *Metaphysik* untersucht Aristoteles schließlich die Substanz (gr. *ousía*) eigens und stößt damit eine Jahrhunderte lange Debatte um einen Fundamentalbegriff an, der zum Inbegriff des abendländischen Denkens wurde.

sondern die innere Begrenzung des nächstliegenden Körpers, der einen anderen umschließt, bezeichnet.¹⁴ So ist das Glas der Ort des Weins, und das ihn umschließende Wasser der Ort des Fisches im Meer, welcher sich bei Bewegung desselben verändert. Nimmt man das Postulat der ›natürlichen Orte‹ hinzu, nach denen alle anderen Körper je nach stofflicher Verfasstheit entweder zum Erdzentrum oder zum Himmel streben, vertritt Aristoteles eine dem neuzeitlichen absoluten Raum entgegenstehende Konzeption eines nicht-isotropen, nicht-homogenen¹⁵, von Grund auf orientierten Raums und damit eine Ansicht, die später von der Phänomenologie unter anderen Vorzeichen insofern wieder aufgegriffen wird, als sie den Raum perspektivisch von der Welterfahrung des leiblichen Subjekts her denkt.

Aus der nacharistotelischen griechischen Zeit überdauern hauptsächlich zwei Namen die Geschichte, beide als Taufpaten ganzer Raum- und Weltvorstellungen, die über 1500 Jahre lang Geltung besaßen: zum einen Claudius Ptolemäus, der für das geozentrische Weltbild steht, welches erst im 15. Jahrhundert umgestürzt wird, wodurch eine Neuorientierung des Menschen im Kosmos notwendig wird; zum anderen Euklid, welcher erstmals die Axiome desjenigen mathematischen Raums formulierte, die heute als der euklidische, nicht gekrümmte Raum bekannt ist.¹⁶ Bis ins 19. Jahrhundert war diese uns vertrauteste Geometrie das einzig vorstellbare mathematische Raummodell. Die Entdeckung nicht-euklidischer Geometrien hatte dementsprechend große Wirkung: Einerseits machte sie die Formulierung der Relativitätstheorie erst möglich, andererseits brachte sie die bislang auf dem euklidischen Modell gestützten Wissensansprüche ins Wanken. Die Folgen für das moderne Raumdenken lassen sich an der oben so bezeichneten ›Achsenzeit‹, von der noch die Rede sein wird, ablesen. Schließlich sei noch auf Simplicios verwiesen, der im Ausgang der Antike die bisherige Tradition zusammenfasst, noch einmal den Unterschied zwischen Ort und Raum betont und die theologische Ausweitung des mittelalterlichen Raumdenkens vorbereitet: Der Ort ist die konkrete Stelle eines (beweglichen) Körpers im unbewegten Raum¹⁷; jener ist somit lokal, individuell und begrenzt, dieser ist global, allumfassend, vom Sein selbst kaum zu unterscheiden und von göttlicher Natur.

Auf dem Weg zur spatiologischen Verabsolutierung des Raums

Vom Ausgang der Antike bis zur ›Kopernikanischen Wende‹ des Immanuel Kant bleibt die Raumfrage keineswegs unter Verschluss. Dazwischen stehen über 1000 Jahre, in denen die antiken Vorstellungen heftig diskutiert werden, die neuzeitliche Erkenntnistheorie entsteht und die moderne Physik vorbereitet wird. Anknüpfend an die Spätantike stehen in der Raumdiskussion des Mittelalters drei Aspekte im Vordergrund: die Annäherung der Eigenschaften des Raums an göttliche Attribute, das Festhalten an der Ort/Raum-Unterscheidung und die Ausbuchstabierung des Raums als Behälter. Mit der Antike brechend, werden aber auch erste Überlegungen angestellt, den Raum nicht mehr als objektive Realität, sondern als rein geistige Wirklichkeit zu fassen.

¹⁴ Siehe Aristoteles, *Physik* IV, 212a; vgl. auch die einschlägigen Ausführungen von Otfried Höffe: *Aristoteles*, München: C.H. Beck 2006, S. 120–127.

¹⁵ Homogenität bezeichnet die räumliche Gleichförmigkeit eines Systems bezüglich einer physikalischen Eigenschaft, Isotropie die Unabhängigkeit derselben von der Richtung physikalischer Vorgänge. Zusammen begründen sie das universelle Prinzip, nach dem kein Punkt und keine Richtung im Weltraum ausgezeichnet ist.

¹⁶ Nicht gekrümmt ist der euklidische Raum – im Gegensatz zum hyperbolischen oder elliptischen – da in ihm der Satz (das Parallelenaxiom) gilt, dass es zu jedem Punkt P, der nicht auf der Geraden g₁ liegt, nur eine Gerade g₂ gibt, die P schneidet und parallel zur Geraden g₁ ist.

¹⁷ Vgl. Zekl: ›Raum. I. Griechische Antike‹, art. cit., S. 79–80.

Eben diese Art von Raumidealismus wird in seinen Grundzügen erstaunlich früh, nämlich bereits im 9. Jahrhundert von Johannes Scotus Eriugena vertreten. Ihm zufolge unterscheidet sich der ›Ort‹ als eine rein begriffliche Bestimmung der Dinge vom ›Raum‹, welcher über die Größe der Dinge hinausgeht und nur im Geist (*in anima*) existiert. Eriugenas Theorie erscheint nicht nur aufgrund der Vorgängigkeit des Raums in der Erkenntnis (was Kants These sein wird) so ungeheuer modern, sondern auch weil sie Raum und Zeit als untrennbar voneinander denkt (was auf Einsteins Relativitätstheorie verweist) und weil in ihr alle Raumverhältnisse als relativ zum Betrachter gesehen werden (was Leibniz' Topologie gegen Newton behaupten wird).¹⁸ Zwar klingt eine raumidealistische Auffassung viel später noch einmal bei Francisco Suárez (1597) an, wenn er den Raum ein »Gedankending« (*ens rationis*) nennt.¹⁹ Die Hauptströmung der Frühen Neuzeit wird ungeachtet dessen aber die Vorstellung eines als objektiv gesehenen spatiologischen Behälters sein, was schließlich zum newtonschen Raumbegriff führen wird.

In dieser Linie schreibt Bernardino Telesio (1586) dem Raum die Eigenschaften zu, rezeptiv, unbeweglich, immateriell, formlos, homogen und unabhängig von der Materie zu sein – er bliebe bestehen, würden alle Dinge aus ihm entfernt.²⁰ Giordano Bruno (1591) baut diese Vorstellung weiter aus und konzipiert den Behälterraum mit platonischen Anleihen: Er ist der Natur nach das Erste der physikalischen Welt, unabhängig von der Materie und kein Teil der Natur, sondern ihr vorausgehend – »er existiert ehe, während und nachdem die Dinge in ihn gesetzt sind«²¹ – und ihr als »alles gebärende Mutter« zugrundeliegend.²² Die Belegung des Raums mit göttlichen Eigenschaften erreicht damit einen Punkt, an dem der Raum selbst die Stelle des Schöpfergottes einzunehmen und diesen obsolet zu machen droht. Während Bruno genau diese Konsequenz zu Ende denkt und dafür der Inquisition zum Opfer fällt, wird es der neuzeitlichen Naturwissenschaft noch lange ein Anliegen sein, dem Göttlichen gegenüber der zunehmenden Absolutsetzung des physikalischen Raums eine ontologische Notwendigkeit sicherzustellen.

Bevor Newton aber den spatiologischen Raumbegriff physikalisch fixiert, darf jedoch ein Denker nicht vergessen werden, in dessen Raum- und Ortskonzeption der Übergang von antiker Topologie zu neuzeitlicher Spatiologie geradezu manifest wird. Denn einerseits gilt er zwar als der Vater des rein mathematischen Raums (wir kennen das kartesische Koordinatensystem). Andererseits aber ist er in gewisser Weise immer noch Topologe, da bei ihm der Raum erst durch die Ausgedehnthheit der Dinge existiert: Die Ausgedehnthheit des Raums ist identisch mit der Ausgedehnthheit der *res extensa*, womit der Ort immer noch insofern eine logische Priorität genießt, als der Raum an seinem ›Inhalt‹ hängt. Innerhalb seines Ortsbegriffs unterscheidet Descartes (1644) ferner einen ›äußeren Ort‹ (*locus externus*) von einem ›inneren Ort‹ (*locus internus*): Der innere Ort, auch ›Raum‹ genannt (gedacht als Teilraum), ist bestimmt durch die Eigenschaften der Größe und der Gestalt des jeweiligen ›Raums‹; während der äußere Ort topologisch durch die Lagebeziehung eines Körpers zu anderen bestimmt ist.²³ ›Der‹ Raum aber,

¹⁸ Siehe Johannes Scotus Eriugena: *De divisione naturae* I, 17–20, 39–45 sowie V, 18. Vgl. hierzu und zur mittelalterlichen Raumphilosophie im Allgemeinen Wolfgang Breidert: »Raum. II. Mittelalter bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts«, in: *HWPh* VIII, S. 82–88, hier S. 82.

¹⁹ Siehe Francisco Suárez: *Disputationes Metaphysicae* 51, § 1.

²⁰ Siehe Bernardino Telesio: *De rerum natura* I, 25 und 28.

²¹ Breidert: »Raum. II. Mittelalter bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts«, art. cit., S. 85.

²² Siehe Giordano Bruno: *De immenso et innumerabilibus* I.

²³ Siehe René Descartes: *Principia philosophiae* II, 15. Zur Bedeutung Descartes' für die mathematische Geometrie siehe Pirmin Stekeler-Weithofer: »Raum. IV. Der mathematisch-physikalische Raumbegriff und seine philosophische Wirkungsgeschichte. A. 17. bis 19. Jahrhundert«, in: Joachim Ritter et al. (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Basel: Schwabe 1992, Bd. VIII, S. 97–105, hier S. 97f. Methodisch lebt Descartes' Unterscheidung in eine ›Innentopologie‹, welche die intrinsischen Qualitäten eines räumlich ausgedehnten Gebildes untersucht, und eine ›Außentopologie‹, welche die

welcher die verschiedenen Orte (*loci*) umfasst, kennt diese Orte nur noch als gleichartige Raumstellen, weshalb er im Gesamten bereits abstrakt und homogen gedacht ist.

Newtons Raumbegriff schließlich ist vermittelt durch Henry More (1671), für den der Raum objektiv real, unendlich, unveränderlich und unvergänglich ist. Zusammen mit seiner Allgegenwärtigkeit und seiner notwendigen Existenz teilt er sich seine wesentlichen Attribute mit Gott.²⁴ Von besonderer Bedeutung ist zudem der Gedanke, dass der Raum selbst messbar ist (also nicht nur Körper), da es auch im Vakuum (nachgewiesen 1644) Abstände gibt. Damit sind die Voraussetzungen für Newtons absoluten Raum (1687) geschaffen. Absolut ist dieser, zum einen weil er unendlich, homogen, isotrop, unbeweglich und selbst nicht-relativ auf andere, innere oder äußere Gegenstände ist, zum anderen, und dies macht seine zentrale Funktion für die newtonsche Mechanik aus, weil er selbst das letzte, stets gegenwärtige, ruhende Bezugssystem für alle irdischen und kosmischen Lagen und Bewegungen darstellt.²⁵ Er ist gleichsam das kosmische Koordinatensystem, das, zusammen mit dem Postulat der absoluten Zeit, die Bestimmung der Bewegungsbahnen und der absoluten Geschwindigkeiten der physikalischen Objekte allererst erlaubt. Nur innerhalb dieses begrifflichen Rahmens ist die klassische Mechanik mit den newtonschen Gesetzen verständlich und gültig. Dabei war die Vereinbarkeit seiner Lehren mit der kirchlichen Doktrin ein ausgesprochenes Anliegen Newtons, sodass er den von ihm postulierten Raum selbst nur als ein Attribut Gottes ansah, seine empirische Überprüfbarkeit als Ursache für bestimmte Phänomene gegen den Einwand der Konventionalität verteidigte und ihn als Nahtstelle zwischen Metaphysik und Physik begriff.

Das topologische Gegenmodell

Den topologischen Widerpart zu Newton bildet Leibniz (1715), der im Briefwechsel mit dem englischen Theologen und Verteidiger der newtonschen Auffassung Samuel Clarke den absoluten Raum kritisiert und ihm ein eigenes, topologisches, Modell entgegenstellt.²⁶ Ein zentraler Einwand richtet sich dabei gegen die Vorstellung, dass jeder Standpunkt im Raum gleichberechtigt sei, da alle Stellen das selbe, eine Bezugssystem haben. Genau dieses Bezugssystem wird von Leibniz aber geleugnet: Koordinatenangaben sind ihm zufolge stets auf eine Perspektive bezogen, sodass der ganze Koordinatenraum nicht absolut, sondern abhängig von der Perspektive ist. Die Folgen dessen sind weitreichend, denn damit ist die Vorstellung eines Raums, der dem Begriff der Raumstelle vorausgeht und nicht-relativ ist, verworfen.²⁷ Zudem trifft Leibniz die wichtige sachliche Unterscheidung zwischen der Struktur des

relationalen Eigenschaften zwischen solchen Gebilden betrachtet, bis heute in anderen Anwendungsbereichen fort. So etwa als grundlegende Unterscheidung zweier verschieden perspektivierter Raumbetrachtungen, einer intrinsischen und einer extrinsischen, bei Laura Frahm: *Jenseits des Raums. Zur filmischen Topologie des Urbanen*, Bielefeld: transcript 2010, S. 87.

²⁴ Siehe Henry More: *Enchiridion metaphysicum* I, 8.

²⁵ Siehe Isaac Newton: *Philosophiae naturalis principia mathematica* I.

²⁶ Siehe Samuel Clarke: *A collection of papers which passes between the late learned Mr. Leibniz and Dr. Clarke in the years 1715/1716 relating to the principles of natural philosophy and religion*, London: Knapton 1717.

²⁷ Leibniz' Überlegungen münden schließlich in der von ihm angedachten mathematischen Disziplin einer »Analysis situs«, welche im 19. Jahrhundert zur Gründung der mathematischen Topologie durch Johann Benedict Listing führt. Dessen *Vorstudien zur Topologie* (1847) werden von Vertretern des *topological turn* regelmäßig als Gründungsschrift einer strukturellen Raumbetrachtung in den Kulturwissenschaften herangezogen. Da die Topologie von der Sache her jedoch älter ist als die mathematische Disziplin und sich nicht auf diese reduzieren lässt, bleibt Listing in unserer Geschichte des Raumdenkens eine Fußnote.

physikalischen Raums selbst und dem mathematischen Koordinatenraum als dessen (mögliches) Modell; fallen beide bei Newton zusammen, betont Leibniz die Nachträglichkeit des mathematischen Raums, denn zunächst bestehe der Raum als die bloße »Ordnung des zugleich Existierenden«²⁸. In diesem Sinn benutzt Leibniz den Begriff des »absoluten« Raums nur noch als den »Ort aller Örter«²⁹, dessen Teile »lediglich durch die darin enthaltenen Dinge bestimmt und unterschieden [sind]«³⁰. Der Raum wird demnach topologisch als einer bestimmt, der sich aus den relationalen Lagebeziehungen aktueller und möglicher Orte materieller Körper ergibt, die sich relativ zueinander bewegen können. Der Gegensatz zu Newton lautet also: Raum ist nicht die vorgängige Ausdehnung, in welcher sich sodann Orte befinden, die relativ zu diesem Raum zu bestimmen sind, sondern Raum emergiert selbst erst aus der Relation der vorgängigen Orte.³¹ So fundamental wie wegweisend Leibniz' Kritik an Newton auch ist, außerhalb der Mathematik wird der topologische Raum die spatiologischen Leitbilder erst als Reaktion auf deren Krise im 19. Jahrhundert ablösen.

Die spatiologische Form der Erkenntnis

Die große philosophische Wende im Raumindeuten geschieht schließlich durch Immanuel Kant. Einst suchte Platon, den Gegensatz zweier Lehren, welche die antike Metaphysik prägten, durch seine Ideenlehre aufzulösen. Im Zentrum der neuzeitlichen Philosophie steht dagegen weniger die Frage nach dem Sein als diejenige nach dem Subjekt und den Modalitäten seiner Erkenntnis. So führt die Erkenntnistheorie von Descartes über die britischen Empiristen zum Gegensatz zwischen Rationalismus und Empirismus, welchen Kant mit seiner *Kritik der reinen Vernunft* (1781) dezidiert aufzuheben versucht. Seine Lösung, die zur »kopernikanischen Wende« der Erkenntnistheorie führt, lautet: Weder sind wir eine *tabula rasa*, die alle Erkenntnis allein aus der empirischen Erfahrung zieht, noch liegt die einzige und hinreichende Quelle für Gewissheit in den Prinzipien unseres angeborenen Verstandes. Stattdessen sind wir vor jeder Erfahrung mit einem Erkenntnisapparat ausgestattet, durch dessen präformierte Strukturen hindurch empirische Sinnesdaten zu Gegenständen unserer Erkenntnis werden. Diese Strukturen werden in dem Sinne als »transzendental« bezeichnet, dass sie die Bedingungen fixieren, unter welchen uns Dinge überhaupt erst erkennbar werden *können*. Die Kantische Wende besteht demnach darin, dass sich unsere Erkenntnis nicht länger allein nach der Welt richtet, sondern – umgekehrt – die Welt nach den Bedingungsmöglichkeiten unserer Erkenntnis: »Die Bedingungen *a priori* einer möglichen Erfahrung überhaupt sind zugleich Bedingungen der

²⁸ Gottfried Wilhelm Leibniz: »Metaphysische Anfangsgründe der Mathematik« (orig. *Initia rerum mathematicarum metaphysica*) (1715), in: G. W. L.: *Philosophische Schriften Band IV: Schriften zur Logik und zur philosophischen Grundlegung von Mathematik und Naturwissenschaft*, hrsg. u. übers. v. Herbet Herring, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1992, S. 353.

²⁹ Ebd., S. 363.

³⁰ Samuel Clarke: *Der Briefwechsel mit G. W. Leibniz von 1715/1716*, »Leibniz' fünfter Brief«, Hamburg: Felix Meiner 1990, S. 63–105, hier S. 87 (§67).

³¹ Der Punkt der Perspektivgebundenheit, welcher für die Phänomenologie wieder von großer Bedeutung sein wird, hat bei Leibniz zudem eine strukturlogische Konsequenz: Wenn die Bestimmung einer Raumstelle immer schon auf eine Perspektive innerhalb des Raumganzen bezogen bzw. das Raumganze abhängig von dieser Perspektive ist, dann bestimmen sich gleichzeitig und gegenseitig das Strukturelement (Raumstelle) aus der Gesamtstruktur (Stellenraum) und die Gesamtstruktur aus dem Strukturelement. Damit ist ein Grundgedanke des (Post)Strukturalismus und der anti-substantialistischen Struktur- und Prozessontologie des 20. Jahrhunderts, welche traditionelle Begriffe wie Subjekt, Identität, Wesen angreifen wird, bereits in Leibniz' Topologie grundgelegt.

Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung«.³² Im Allgemeinen unterscheidet Kant zunächst zwischen zwei grundsätzlichen Quellen der Erkenntnis, dem Verstand, dessen präformierte Struktur aus den »reinen Verstandesbegriffen« besteht, mit welchen er operiert, und der Sinnlichkeit, welche über Empfindungen die Anschauungen aufnimmt. Wenn Kant nun innerhalb der »transzendentalen Ästhetik« den Raum und die Zeit als die Strukturen bzw. die »reinen Formen« der Anschauung ausweist, knüpft er an zwei uns aus der Geschichte der Raumphilosophie bekannte Linien an: (1) an der spatiologischen, der zufolge Raum nicht Konstitutum, sondern Konstituens der Realität ist, dies jedoch nicht realistisch gedacht wie bei Platon, sondern (2) idealistisch, sodass »Raum« Bestandteil unseres Geistes und nur die Art und Weise ist, wie wir die Wirklichkeit als *unsere* Wirklichkeit erfahren. Dabei bilden Raum und Zeit die bloßen Formen unserer Anschauung, welche *a priori* bereitliegen, bevor der materiale Inhalt der Anschauungen erst mit der Empfindung *a posteriori* gegeben ist. Da Raum (wie auch die Zeit) also Bedingung der Möglichkeit der Anschauungen und nicht selbst an Dingen vorkommend ist, kann er selbst nicht angeschaut werden; er ist weder Verstandesbegriff noch reale Eigenschaft der »Dinge an sich«. Die Qualität des Raumes als Qualität unserer Erkenntnisart überhaupt ist nichts anderes als der bloß subjektive Modus *meiner* Erfahrung.³³

Neben dem bekannten »transzendentalen« Kant der *Kritiken* gibt es aber auch den frühen »phänomenologischen« Kant, der sich, noch bevor der Raum reine Anschauungsform wurde, der Tatsache widmete, dass ich den Raum stets von meinem konkreten Standpunkt aus in der Unterscheidung der »Gegenden« links/rechts, oben/unten, vorne/hinten erfahre.³⁴ Als »phänomenologisch« kann diese Herangehensweise deshalb bezeichnet werden, weil das »Wie« des Erscheinens der Dinge nicht bloß durch die reinen Formen der Anschauung bedingt ist, sondern auch durch unsere körperliche Erlebensperspektive, welche für die von Husserl und Merleau-Ponty vertretene Auffassung eines von der Leibexistenz aus erfahrenen Raums maßgeblich ist. Und schließlich gibt es noch den späten Kant, der dem Raum als Anschauungsform das materielle Korrelat des »spatium sensibile« beifügt, welcher den Weltraum erfüllt und aus dem sich alle möglichen Empfindungsmaterien ergeben³⁵, womit die alte Hypothese des »Äthers« noch einmal Aufwind bekommt.

Die Krise des Raumenkens

Philosophischen wie physikalischen Spekulationen über einen Äther³⁶ und ebenso dem Konzept des absoluten Raums wird durch Einstein schließlich aber der Argumentationsboden entzogen.

³² Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft* 1. Werkausgabe Band III, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1977, S. 170 (A IIII).

³³ Die Rede von der Subjektivität des Raums darf allerdings nicht zu stark gelesen werden: Zwar ist der Raum bloße Anschauungsform des transzendentalen Subjekts und nicht Eigenschaft der Dinge selbst, aber als Form kommt ihm insofern objektive Gültigkeit zu, als ein allgemeines, von allen transzendentalen Subjekten geteiltes Merkmal der menschlichen Erkenntnis ist, unabhängig von der je individuellen Beschaffenheit der empirischen Personen; vgl. Kant: *Kritik der Urteilskraft*. Werkausgabe Band X, »Einleitung. VII. Von der ästhetischen Vorstellung der Zweckmäßigkeit der Natur«, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1974, S. 99 (A XL–XLI).

³⁴ Siehe Kant: »Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raum« (1768), in: *Vorkritische Schriften bis 1768* 2. Werkausgabe, Bd. II, S. 993–1000.

³⁵ Siehe Kant: *Handschriftlicher Nachlass. Opus postumum*, 2. Convolut, 9. Bogen, 1. Seite (Akademie-Ausgabe, S. 229).

³⁶ Seit dem 17. Jahrhundert wird der Äther als hypothetischer, das Kontinuum des Raums ausfüllender Stoff diskutiert, zunächst in der Optik als Medium der Ausbreitung des Lichts, später aber auch anderer elektromagnetischer Phänomene, schließlich als Medium für Wechselwirkungen der Gravitation.

Die Entwicklung seiner Relativitätstheorie beruht dabei zu einem großen Teil auf der Hinterfragung des bisher nie problematisierten Begriffs der Gleichzeitigkeit, der erstmals wesentlich wird für die Bestimmung des räumlichen Nebeneinanders der Dinge und damit auch für den Begriff des realen physischen Raums selbst. Denn dieser lässt sich von nun an nicht mehr isoliert von der Zeit denken, und da diese nicht mehr unabhängig von Raumstelle und Bewegung ist, verliert auch der Raum seine Homogenität zugunsten einer prinzipiellen und irreduziblen Abhängigkeit vom Standpunkt des Beobachters innerhalb einer vierdimensionalen Raumzeit. Die Folgen der Erkenntnisse der Neuen Physik sind für klassische spatiologische Modelle eines irgendwie gearteten einheitlichen, vorgängigen und unveränderlichen Raums, der als ontologisches Wirklichkeitsprinzip oder auch nur als Behälter dient, entsprechend verheerend. Selbiges gilt in gewisser Weise aber auch für die Geometrie, die in egal welcher Ausprägung erkennen muss, dass sie nicht mit dem Raum der erfahr- und messbaren Relationen von Körpern *per se* identifizierbar ist, sondern stets nur eine Darstellungsform der von uns als wirklich oder möglich erachteten physikalischen Raumverhältnisse ist. Es ist Henri Poincarés Konventionalismus, der darauf hinweist, dass die geometrische Darstellung stets auf menschlichen Setzungen beruht, welche prinzipiell viele Geometrien zulassen und unter denen die euklidische nur eine der möglichen ist.³⁷

Betrachtet man nun die Diskussion zu Beginn des 20. Jahrhunderts, hat der Raum in jedweder Hinsicht, sei es als der sinnlich erfahrene Anschauungsraum, als der mathematische Raum der Geometrie oder als der physikalische Raum der raumzeitlichen Abstände – Hinsichten, die zudem oft nicht hinreichend differenziert werden – seine Selbstverständlichkeit gänzlich verloren. Die mit den Namen Newton und Euklid verbundenen Säulen, auf welchen die Vorherrschaft der Spatiologie gebaut war, sind eingebrochen.

Von gesellschaftlich geprägter Räumlichkeit des menschlichen Daseins, von sozialem, kulturellem, ökonomischen und politischem Raum war dabei noch gar nicht die Rede, ebensowenig vom Raum anderer naturwissenschaftlicher Disziplinen wie der Biologie oder der Geographie. ›Raum‹ in all diesen Facetten als kulturelle Größe innerhalb der Kultur- und Sozialwissenschaften zu entdecken, wird häufig als Verdienst des *spatial turn* gesehen, der im Selbstverständnis vieler daran beteiligter Autoren geradezu als historischer Paradigmenwechsel gefeiert wird.³⁸ Tatsächlich aber ist das gegenwärtige Interesse als das Ergebnis der historischen Krise des Raumdenkens zu sehen, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zuspitzt, um als Reaktion auf ihren Klimax, und aus einer gewissen Orientierungslosigkeit heraus, zu einer explosionsartigen Pluralisierung verschiedenartig perspektivierter Ansätze führt, die jedoch alle gemeinsam haben, in Distanz zu den großen spatiologischen Modellen der Vergangenheit zu treten und den Raum in einer Weise topologisch zu betrachten, in der der Mensch selbst die zentrale Rolle spielt – dies nennen wir die ›Achsenzeit‹ des modernen Raumdenkens.

Die Phänomenologische Wende der Topologie

Während also der physikalische Raum durch Einstein (1905) und der geometrische Raum durch Poincaré (1902) endgültig problematisch wird, tritt in der Philosophie ab 1900 die von Edmund

³⁷ Siehe Henri Poincaré: *La science et l'hypothèse*, Paris: Flammarion 1902. Nichteuklidische Geometrien wurden Anfang des 19. Jahrhunderts von den Mathematikern János Bolyai, Nikolai Lobatschewski und Carl Friedrich Gauß entdeckt.

³⁸ Siehe etwa Edward W. Soja: »Vom ›Zeitgeist‹ zum ›Raumgeist‹. New Twists on the Spatial Turn«, in: Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hrsg.): *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld: transcript 2008, S. 241–263.

Husserl systematisch und nicht ohne Revolutionsanspruch begründete ›phänomenologische Bewegung‹ auf.³⁹ Sie wird nicht nur die letzte Säule des spatiologischen Denkens, nämlich Kants Raum als Anschauungsform, umstürzen, sondern auch die Zentrierung des Raumdenkens auf den Menschen grundlegen.⁴⁰

Die Quintessenz phänomenologischen Raumdenkens, das in einer Vielzahl unterschiedlicher Ansätze mit geteilten Prämissen vorliegt, kann nur dann auf eine knappe These gebracht werden, wenn dabei das typisch phänomenologische Verhältnis von Subjekt und Welt thematisiert wird. Demnach ist Raumphänomenologie weder klassische Spatiologie noch klassische Topologie, in denen ›Raum‹ objektiv gedacht wird. Phänomenologische Räumlichkeit als solche ist immer nur erfahrene Räumlichkeit, die sich aus den Relationen innerweltlicher Dingen untereinander in Bezug auf das leibliche Subjekt ergibt, welches ›welthaft‹ ist, d.h. nicht mit isoliertem, präformiertem Erkenntnisapparat auf eine für sich existierende Welt zugeht, sondern selbst konstituiert ist durch vielfache Verflechtungen mit der Welt und von mannigfaltigen externen Sinnbezügen durchdrungen, kurz: Es gibt kein Subjekt ohne Welt, welche umgekehrt nur im Subjekt zur Erscheinung und zu Bedeutung kommt. Insofern geht eine allgemeine phänomenologische Spatiologie in einer Welt-Subjekt-Topologie auf.

Um diesen Gedanken einleuchtender zu machen, rekurren wir auf Husserls zentralen Begriff der *Lebenswelt*.⁴¹ Ursache für die von Husserl diagnostizierte *Krisis der europäischen Wissenschaften* (1936) ist die Radikalisierung und Ausweitung der neuzeitlichen Vorstellung eines ›objektiven Seins‹ unter dem Einfluss der Naturwissenschaften und der kartesischen Philosophie. Die Vorstellung ›wahrer‹ Objektivität, welche schließlich zum herrschenden positivistischen Wissenschaftsbegriff geführt habe, sei, so Husserl, jedoch ein zum Ideal und Dogma gewordenes Vorurteil, welches die Wissenschaft systematisch übersehen lässt, dass der Ursprung aller idealisierten, ›objektiven‹ Gegenstände in der primären, vorthoretischen, alltäglichen, unmittelbaren Erfahrung liegt, also in der uns als selbstverständlich gegebenen,

³⁹ Freilich war Husserl schon früher tätig, doch erst seine *Logischen Untersuchungen* (1900/01) machten in gewissermaßen über Nacht berühmt und bildeten den Ausgang für eine fast 40-jährige Schaffensperiode. Die schon zu seinen Lebzeiten begonnene Rezeption der Husserlschen Phänomenologie hat mehr als eine Generation von Denkern v.a. aus Deutschland und Frankreich so entscheidend beeinflusst – ob als innovative Erben oder als kritische Zeitgenossen, darunter so bekannte Namen wie Martin Heidegger, Maurice Merleau-Ponty, Paul Ricœur, Jean-Paul Sartre, Eugen Fink, Hannah Arendt, Max Scheler, Emmanuel Lévinas, Jacques Derrida, Michel Foucault, Jürgen Habermas et al. –, dass die Phänomenologie mit Recht als das wichtigste deutsch-französische Theorieprojekt des 20. Jahrhunderts gelten darf. Sind phänomenologische Themen in der heutigen Philosophie des Geistes aktueller denn je, wirkt die klassische Phänomenologie bis heute auch explizit oder implizit in den Prämissen, Methoden und Untersuchungsbereichen der gegenwärtigen Kultur- und Sozialwissenschaft nach.

⁴⁰ Wenn wir im Folgenden die Bedeutung der Phänomenologie Husserls für die Herausbildung der kulturwissenschaftlichen Raumtheorien im 20. Jahrhundert betonen, dann weil uns der Einfluss dieser philosophischen Bewegung aus geisteswissenschaftlicher Perspektive besonders interessiert. Wir sind uns dabei jedoch darüber im Klaren, die um die Jahrhundertwende herum entwickelten Theorien des physikalischen Felds, der biologischen Umwelt und des soziologischen Milieus das je Ihrige zur Neubestimmung des Raumdenkens beigetragen haben. Zu Rolle der Phänomenologie in der Vorgeschichte des *spatial turn* sowie zu einem eigenen Beitrag zur raumphilosophischen Problematik siehe Bernhard Waldenfels: *Ortsverschiebungen, Zeitverschiebungen. Modi leibhaftiger Erfahrung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2009, Kap. 1–4.

⁴¹ Was die Kritik Husserls am wissenschaftlichen Objektivismus anbelangt, beziehen wir uns auf die historischen Ausführungen Husserls in *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Husserliana* (= *Hua*), Haag: Nijhoff 1950ff., Bd. VI, S. 18–104. Zur systematischen Beschreibung der Lebenswelt siehe *Hua* VI, S. 105–151.

subjektiv erlebten »Lebenswelt«.⁴² Diese unsere allererste Wirklichkeit bildet nach Husserl überhaupt erst den ersten »Boden« und den letzten »Horizont« für davon ausgehende, abstrahierende wissenschaftliche Betrachtungen, welche in ihrem Objektivitätsglauben zumeist in Selbstvergessenheit über die methodische Erzeugung ihrer Gegenstände und über deren lebensweltliches Fundament verfallen.⁴³ Husserls Anliegen ist es demnach, die Lebenswelt als die Ausgangssphäre aller Objektivität aufzudecken, in welcher sich die Dinge in ihrer ursprünglichen Bezogenheit auf das leiblich situierte, aus der Ersten-Person-Perspektive hier und jetzt erfahrende Subjekt zeigen. Dabei ist die Lebenswelt zwar absolut in Bezug auf ihre Primordialität in der Erfahrung, doch das macht sie keinesfalls solipsistisch: Die Lebenswelt ist die reale, intersubjektiv geteilte Umwelt des Subjekts, welche historischen Veränderungen unterliegt, von menschlichem Handeln gestaltet, kulturell geprägt und nur eine unter vielen ist.⁴⁴

Indem die Lebenswelt zur »primordialen Sphäre« erklärt wird, entdeckt das Raumdenken in Zeiten der Krise einen neuen Bezugspunkt: das menschliche Dasein. Und so bezieht in Fragen nach dem Raum die alte Losung »homo mensura« neue Aktualität: *Der Raum ist der menschliche Raum.*⁴⁵ Husserl nennt diese, von der Sache her anthropozentrische und lebensweltliche Wende, den »Umsturz« der kopernikanischen Lehre⁴⁶. Sie besagt Folgendes: Zwar ist die Lebenswelt aus »objektiver« Sicht nur ein relativer Raum. Da diese »objektive« Perspektive aber je nur möglich und sinnvoll aufgrund einer erfahrungsmäßig vorausgehenden Erlebnisperspektive des Subjekts ist, ist die Lebenswelt als Ursprungsboden, Ermöglichungsgrund und letzter Sinnhorizont aller anderen Betrachtungsmöglichkeiten der »absoluten« Raum.

[Doch wenn »Raum« von nun an »unser Raum« heißt, dann muss zunächst die Frage nach dem Subjekt gestellt werden. Als – ganz allgemein gesprochen – Philosophie der Erfahrung und des Bewusstseins sowie dessen Typen, Strukturen und Bedingungen, findet die Phänomenologie im von Franz Brentano geprägten Begriff der »Intentionalität« ihren Dreh- und Angelpunkt.⁴⁷ Intentionalität ist die Eigenart und das Grundmerkmal des Bewusstseins, stets »Bewusstsein von etwas« zu sein, d.h. stets auf einen Inhalt, auf Objekte bezogen zu sein, sei es wahrnehmend,

⁴² Das damit begründete philosophische Interesse an der Alltäglichkeit wurde in den letzten Jahrzehnten besonders von Michel de Certeau unter handlungstheoretischer Perspektive aufgegriffen, vgl. *L'invention du quotidien*, Paris: Gallimard 1980. Inzwischen stellen die sogenannten *Every Day Life Studies* einen wesentlichen Bestandteil der Kulturwissenschaften dar.

⁴³ Siehe *Hua IV*, S. 145ff. Husserl spricht in dem Zusammenhang auch von dem »Ideenkleid«, mit dem die objektiven Wissenschaften die Lebenswelt verkleiden und damit für »wahres Sein« ausgeben, was nur eine Methode ist; vgl. *Hua IV*, S. 51f.

⁴⁴ Zur intersubjektiven Struktur der Lebenswelt siehe *Hua IV*, S. 170–176, zu ihrer historisch-kulturellen Dimension *Hua IV*, S. 502f.

⁴⁵ Wir haben es, wie Stephan Günzel mit Referenz auf Lenelis Kruse formuliert, nicht mehr mit dem »naturwissenschaftlichen Raum der Objekte«, sondern dem »sozialwissenschaftlichen Raum der Subjekte« zu tun; Günzel, »Räumlichkeit und Philosophie«, art. cit., S. 10.

⁴⁶ Mit diesem Ausdruck betitelt Husserl ein Manuskript, das als phänomenologische Antwort auf Galileis *Eppur si muove* gesehen werden kann. Denn räumliche Verhältnisse entstehen, so Husserl, aus dem Beziehungsfeld von »Leibkörper« und »Erdboden«, in welchem Bewegung (und Ruhe) von uns ursprünglich erfahren und sinnhaft wird. Die Bewegung anderer Körper wird dabei in Bezug auf den eigenen Leibkörper als »Bodenkörper« erfahren, der wiederum seinen ruhenden Bezugspunkt auf dem als unbewegt und nicht als Körper unter anderen erlebten, »absoluten« Erdboden hat. Raum ist demnach ein relationales, leiblich wahrgenommenes Nah-Fern-Feld. Siehe »Manuskript D17-2 vom 1.-9. Mai 1934, teilweise abgedruckt in Dünne/Günzel, *Raumtheorie*, op. cit., S. 153–165.

⁴⁷ Brentano führt den Begriff der Intentionalität im Rahmen seiner *Psychologie vom empirischen Standpunkte* (1874) als die ausgezeichnete Eigenschaft des Mentalen ein, sich auf einen Gegenstand als Inhalt des mentalen Zustands zu beziehen. Im Folgenden beziehen wir uns auf die Ausführungen Husserls in *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch. Husserliana III*, 3.–4. Kapitel, insbesondere S. 203–226.

erinnernd, nachdenkend, urteilend, imaginierend, liebend, handelnd, wollend etc. Husserl unterscheidet dabei zwischen diesen intentionalen Bewusstseinsinhalten selbst (Noema) und unseren intentionalen Bewusstseinsakten (Noesis), die sich auf einen Gegenstand richten, ihn konstituieren und ihm Sinn verleihen. Intentionalität als Korrelation von Inhalt und Akt darf somit zum einen als das Band zwischen Subjekt und Welt verstanden werden: In der Intentionalität des Bewusstseins »verläuft mein ganzes Weltleben«⁴⁸, während umgekehrt der Gegenstandsbezug dem Bewusstsein selbst eingeschrieben ist; daher gibt es weder Bewusstseinsakte für sich noch vom Bewusstsein isolierbare Gegenstände. Mit dem Weltbezug als das konstitutive Strukturmerkmal von Subjektivität überhaupt existiert das Subjekt immer schon »außer« sich, draußen »in-der-Welt«⁴⁹, was umso mehr gilt, als das Subjekt durch den Leib selbst Teil der Welt und durch ihn untrennbar mit ihr verschränkt ist⁵⁰ – »wir *sind* durch und durch Verhältnis zur Welt«⁵¹. Insofern gibt es vom phänomenologischen Standpunkt aus kein »Ich an sich«, kein »reines Cogito«, kein Subjekt, das ausgestattet mit transzendentalen Strukturen auf eine ihm vorausliegende, von ihm unabhängige Welt zugeht; die Subjekt-Objekt-Spaltung ist bereits das Produkt eines nachträglichen Abstrahierens, während erlebnismäßig das Subjekt erfüllt von Bezügen zu seiner Umwelt und damit gleichursprünglich mit der intersubjektiven Lebenswelt ist. Zum anderen bildet die Intentionalität auch das Band zwischen den Sinnen und dem Sinn, denn der intentionale Akt konstituiert seinen Gegenstand nicht durch bloß rezeptive Wahrnehmung, sondern immer auch dadurch, dass dem Inhalt ein Sinn verliehen wird: Ich »vermeine« etwas *als* etwas⁵², Wasser als Nahrungsmittel, Wasser als Putzmittel, Wasser als Kampfmittel, Wasser als Bedrohung, Wasser als Segen, wobei diese Gegenstandscharaktere und Wertigenschaften ganz real zu dem gehören, wie wir die fragliche Sache tatsächlich, lebensweltlich erleben.⁵³ Die Bedeutung des intentionalen Inhalts liegt demnach nicht in den

⁴⁸ Hua I (*Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge*), S. 60.

⁴⁹ Daher deutet Martin Heidegger die menschliche Existenz des Daseins, dessen Strukturmerkmal das In-der-Welt-sein ist, auch als »Ek-sistenz« (von gr. *ek-stasis*, »hinaus stehen«), als das »Innestehen« in die »Lichtung«, d.h. die Wahrheit des Seins; siehe *Über den Humanismus*, Frankfurt a. M.: Klostermann 1947, S. 13–19.

⁵⁰ Das Motiv der »Verschränkung« ist konstitutiv für die Phänomenologie Merleau-Pontys, in der der Leib eine Zwischeninstanz bildet, welche die beiden Seiten der subjektiven Innen- und objektiven Außenwelt miteinander »verflechtet«; zu seiner Leibphilosophie siehe *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin: de Gruyter 1966, S. 89–236; zu einer Erörterung des Motivs siehe Bernhard Waldenfels: *Deutsch-Französische Gedankengänge*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1995, insbesondere Kapitel 20: »Verflechtung und Trennung. Wege zwischen Merleau-Ponty und Levinas«, S. 346–382.

⁵¹ Maurice Merleau-Ponty: *Phänomenologie der Wahrnehmung*, op. cit., 10. Merleau-Pontys Echo auf das heideggerische *être au monde* wird zur Unterscheidung mit Zur-Welt-sein übersetzt.

⁵² Die Wendung »etwas als etwas« stellt für Bernhard Waldenfels, dem Vermittler zwischen dem deutschen und dem französischen Erbe Husserls, geradezu das »Schibboleth der Phänomenologie« dar. Es bedeutet, »daß sich *etwas als etwas* zeigt, daß etwas in einem bestimmten Sinn und einer bestimmten Weise gemeint, gegeben, gedeutet, verstanden oder behandelt wird [...]. Die Formel *etwas als etwas* besagt, daß etwas (Wirkliches, Mögliches oder auch Unmögliches) mit etwas (einem Sinn, einer Bedeutung) verbunden und zugleich von ihm geschieden ist«; *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2006, S. 34f.

⁵³ Siehe Hua III, S. 59. In Bezug auf den subjektiv als Landschaft erlebten Raum gibt Kurt Lewin ein eindrückliches Beispiel einer phänomenologischen Beschreibung des Raums ab, das zeigt, dass Gegenden und Gegenstände nicht einfach wahrgenommen werden, sondern in Bezug zur aktuellen lebensweltlichen Situation und zu den Absichten des Subjekts eine bestimmte Gestalt und Bedeutung erhalten: Als Kriegsdinge verlieren Felder, Wälder, Dörfer, Häuser ihren gewöhnlichen Charakter, um darin erkannt zu werden, wie sie in der Gefechtssituation des Stellungskriegs nutzbar gemacht werden oder hinderlich sein können. »[W]enn auch diese Dinge ihre Friedensmerkmale nicht ganz verloren zu haben pflegen, so tritt doch sehr viel stärker der ihnen als Kriegsding zukommende Charakter in den

äußeren Dingen selbst, sondern ist Leistung des Bewusstseins. Wesentlich für diese »Sinnggebung«⁵⁴, durch welche sich uns ›Welt‹ aus dem bloßen Sinnenmaterial konstituiert, ist zudem, dass sie im Kontext der lebensweltlichen Umwelt geschieht. Gemäß dieser ›Ökologie der Erfahrung‹ erscheinen uns äußere Gegenstände in der Innerlichkeit des Bewusstseins abhängig von vielfältigen Bedingungen und Situiertheiten (darunter Leiblichkeit, Intersubjektivität, Raum, Zeit) in einer bestimmten Gestalt und einer Bedeutung, die eingeflochten ist in den Gesamthorizont der innerweltlichen Sinnbezüge, zu dem nicht nur wirkliche und aktuelle, sondern auch mögliche und inaktuelle Erfahrungen gehören.⁵⁵ Aus diesem Grund ist, zusammenführend gesagt, unsere Erfahrung stets reicher als bloße Sinnlichkeit: Zu ihr gehört ebenso die Bedeutung, welche die Dinge in der Erfahrung haben, wie der Kontext und die Zusammenhänge, in denen wir sie erleben.] Alle prominenten Raumtheorien, welche die europäische Geisteswissenschaft im 20. Jahrhundert hervorgebracht hat, nehmen Ausgang von der Etablierung der ›phänomenologischen Welt‹ gegenüber den dominierenden positivistischen Naturwissenschaften.

Im Sinne der Subjekt-Welt-Relationen hat die Topologie aber auch einen angestammten Platz außerhalb der sich um Räumlichkeit drehenden Fragenkreise der Phänomenologie – ja, sie ist geradezu ein Aushängeschild der Phänomenologie und schließlich zu einem Modewort der Geisteswissenschaften im 20. Jahrhundert geworden. Diese Entwicklung kann an Martin Heidegger nachvollzogen werden. Sein eigentliches Raumddenken ist geprägt von der typisch phänomenologischen Ökologie der Erfahrung und hat seinen Schwerpunkt in der Ökonomie des Gebrauchens, welche sich aus der »wesenhaften Tendenz des Daseins auf Nähe« ergibt.⁵⁶ ›Nähe‹ entsteht durch unseren besorgenden Umgang mit kontextuell situierten Gegenständen, die ihre ›Räumlichkeit‹ in ihrem Zuhandensein für den Benutzer, ihren ›Platz‹ im Netz der aufeinander verweisenden Finalitäten der Gegenstände und ihre Bedeutung relativ zu den Seinsmöglichkeiten haben, auf welche hin das Dasein handelt.⁵⁷ Mit seiner Rede von der »Topologie des Seyns«⁵⁸ verlässt der späte Heidegger jedoch den Rahmen der engeren Raumphilosophie und bahnt den Weg für eine Verallgemeinerung des Topologiebegriffs, die zwar nur noch schwer

Vordergrund, der sie häufig unter ganz anderen Begriffskategorien zu ordnen veranlasst«; Kurt Lewin: »Kriegslandschaft«, in: Dünne/Günzel, Raumtheorie, op. cit., S. 129–139, hier S. 135.

⁵⁴ Husserl spricht alternativ auch von »Beseelung« und »Auffassung«. Zu diesem wesentlichen Begriff der Phänomenologie Husserls siehe *Hua* III, S. 134–136, S. 208–218, S. 244–247. Für die phänomenologische Welt gemäß Merleau-Ponty ist dieser Punkt so zentral, dass er als Replik auf Sartres Verurteiltheit des Menschen zur Freiheit schreibt: »Zur Welt seiend, sind wir *verurteilt zum Sinn*, und nichts können wir tun oder sagen, was in der Geschichte nicht seinen Namen fände«; *Phänomenologie der Wahrnehmung*, op. cit., S. 16f.

⁵⁵ Siehe *Hua* III, S. 57–60.

⁵⁶ Martin Heidegger: *Sein und Zeit* (1926), Tübingen: Niemeyer 192006, S. 105.

⁵⁷ ›Raum‹ wird für Heidegger nicht durch ›objektive‹ Abstände, sondern durch gebrauchsmäßige Nähe bzw. Ferne konstituiert, weshalb das Zimmer hinter einer unpassierbaren Türe ferner ist als das mit Verkehrsmitteln schnell zu erreichende Ausland, wobei aber dasjenige, was uns etwas in die Nähe bringt, der Zug, die Brille, der Telefonhörer, stets entfernter ist als dasjenige, dem wir dadurch in entfernter Nähe begegnen. Das Zuhandensein der Dinge (das Zeug) bezeichnet im Gegensatz zu ihrem bloßen, objektiven Vorhandensein, das noch nicht auf menschliches Handeln verweist, ihr Verhältnis zum besorgenden Umgang des Daseins. Dem Zuhandenen ist so ein ›Wozu‹ eingeschrieben, das auf andere Dinge verweist und eingebettet ist in einen Zeugzusammenhang. Das einzelne Ding ist demnach nie isoliert, sondern stets eingebunden in ein Netz von Relationen. Aus dieser Vernetzung ergibt sich eine Verweisungsganzheit, der die Dinge wiederum ihre Bedeutung verdanken. Die Räumlichkeit des Zuhandenen schließlich ist das Ergebnis seiner Einbettung in einen weltlichen Bedeutungszusammenhang plus der Nähe/Ferne-Beziehung zum besorgenden Dasein. Vgl. Heidegger: *Sein und Zeit*, op. cit., S. 102–113.

⁵⁸ Martin Heidegger: *Aus der Erfahrung des Denkens* (1947), Stuttgart: Klett-Cotta 82005, S. 23.

nachvollziehbar ist, aber nichtsdestoweniger eine ganze Reihe von Nacheiferern fand.⁵⁹ So wollte auch Merleau-Ponty den topologischen Raum als Modell des Seins benutzen; Bachelards ›Topophilie‹ präsentiert eine Phänomenologie des Runden, wonach das Sein eine spiralförmige Struktur habe; Kurt Lewin spricht von einer topologischen Psychologie, Gilles Deleuze von der Topologie des Anders-denkens, und auch bei Michel Serre und Jacques Lacan taucht der Begriff in verschiedenen Kontexten wieder auf.⁶⁰ Alles ist Raum, alles ist Topologie geworden, scheint es – *spatial obsession*.⁶¹

Die Pluralisierung des Raumdenkens

Eine wichtige und letzte Etappe fehlt uns aber noch in der Geschichte des Raumdenkens, und zwar der Übergang von Husserls Phänomenologie zu den mannigfaltigen Ansätzen des späteren 20. Jahrhunderts. Mit dem Begriff der Lebenswelt und der Primordialität des erfahrenen Raums wurde, wie wir gesehen haben, der philosophische Boden dafür geschaffen, ›Raum‹ fortan nicht mehr als ein Konstituens der Wirklichkeit oder als ein aus dem bloßen Vorhandensein von Materie und ihren Raumstellen gesponnenes Raumnetz zu behandeln, sondern primär als einen durch menschliche Wahrnehmung, Praxis und Sinnggebung konstituierter Raum. Dies ist gleichsam die neue Grundprämisse, mit der im Laufe des 20. Jahrhunderts der Raum zunehmend Gegenstand kritischer Reflexionen in den Sozial- und Kulturwissenschaften wird. Die Phänomenologie ist aber nicht der einzige Wegbereiter für den ›Boom‹ des Raumdenkens. Von anderer Seite her wird er ebenfalls im ausgehenden 19. und anfangenden 20. Jahrhundert vorbereitet, wo ›Raum‹ nämlich nicht mehr in seiner allgemeinsten Bestimmung, wie in der traditionellen Philosophie, gefasst wird, sondern zunehmend unter den jeweiligen Hinsichten der sich ausdifferenzierenden Einzelwissenschaften und damit in Bezug auf bestimmte seiner Eigenschaften oder Funktionen. Dies gilt zum einen für die Naturwissenschaften, etwa die Biologie, welche nach der Jahrhundertwende die Begriffe *Biotop*, *Nische* und *Biosphäre* prägte⁶², ebenso für die Geographie, welche unabhängig von der ästhetischen Bedeutung des Begriffs traditionell von der

⁵⁹ Dies relativierend muss jedoch auf den Vortrag »Bauen Wohnen Denken« des ebenso »späten« Heideggers eingegangen werden, in dem er eine vergleichsweise transparente, ›klassische‹ topologische Position in Bezug auf das Verhältnis von Ort und Raum vertritt. Ihr zufolge wird ›Raum‹ erst durch konkrete (gebaute) Orte ›eingeräumt‹, und jede Bestimmung von ›Raum‹ als 1. Abstand (*spatium*), 2. Ausdehnung (*extensio*) und 3. Rein mathematische Relation sind nur aufeinander aufbauende Abstraktionen der ursprünglich durch die Orte gestifteten Räume; siehe »Bauen Wohnen Denken«, in: Martin Heidegger: *Gesamtausgabe. Band 7: Vorträge und Aufsätze*, Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann 2000, S. 147–164, hier S. 154–160.

⁶⁰ Zur Geschichte der Raumphänomenologie und die Bedeutung der Topologie für dieselbe siehe Stephan Günzel: »Einleitung«, in: Döring/Günzel: *Raumtheorie*, op. cit., S. 105–127. Die hier genannten Verweise beziehen sich auf: Maurice Merleau-Ponty: *Das Sichtbare und das Unsichtbare*, München: 2004 Fink, S. 269. Gaston Bachelard: *Poetik des Raumes*, München: Hanser 1960, S. 263–271. Kurt Lewin: *Principles of topological psychology*, New York 1936. Gilles Deleuze: »Topologie: ›Anders denken‹ (1986), in: G. D.: *Foucault*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2006, S. 69–172. Siehe des Weiteren Mai Wegener: »Psychoanalyse und Topologie – in vier Anläufen«, in: Stephan Günzel (Hrsg.): *Topologie. Zur Raumbeschreibung in den Kultur- und Medienwissenschaften*, Bielefeld: transcript 2007, S. 235–250, sowie im selben Band Peter Bexte: »Zwischen-Räume: Kybernetik und Strukturalismus«, S. 219–233.

⁶¹ Für eine hieran anschließende Kritik, welche zumindest die Sozialwissenschaft im Zuge des *spatial turn* in der Raumfalle gefangen sieht, vgl. Roland Lippuner/Julia Lossau: »In der Raumfalle. Eine Kritik des *spatial turn* in den Sozialwissenschaften«, in: Georg Mein/Markus Rieger-Ladich (Hrsg.): *Soziale Räume und kulturelle Praktiken*, Bielefeld: transcript 2004, S. 47–64.

⁶² *Biotop* eingeführt 1908 durch Friedrich Dahl; *Nische* 1917 durch Joseph Grinnell; *Biosphäre* 1926 durch Wladimir I. Wernadski.

Landschaft spricht⁶³. Zum anderen sind es die sich von der Philosophie emanzipierenden Disziplinen der Geisteswissenschaft, welche die Geographie für sich entdecken. Allen voran steht die Politik, die von je her – ohne philosophisch zu fragen, was der Raum sei – immer schon von ›Räumen‹ handelte bzw. von Gebieten, die Objekt der Raumeinteilung qua Herrschafts- und Organisationsverhältnissen sind. Interessanterweise ist das politische Raumdenken von einer Entwicklung geprägt, die der philosophischen Tendenz weg von der Spatiologie und hin zur Topologie entgegenläuft. Wurde in mittelalterlichen Organisationsformen, »auf den Platz geachtet, den ein Mensch einnahm«⁶⁴, und zwar »als Punkt im Beziehungsgefüge des mittelalterlichen ›ordo‹ oder geographisch in einem System von Wegstrecken und Zugriffsmöglichkeiten«⁶⁵, zielt der neuzeitliche institutionelle Flächenstaat zunächst auf die Beherrschung und Verwaltung eines einheitlichen und umgrenzten ›Territoriums‹, eines ›politischen Raums‹, in dem eine zentrale Macht Zugriff auf potenziell jeden Raumpunkt hat.⁶⁶ Die Idee des nationalen Großstaates mit festem Boden und Grenzen bedingte aber zuvor die kartographische Möglichkeit der Erfassung und Darstellung großräumiger Flächen als politische Einheiten.⁶⁷ So hat sich bereits im 18. Jahrhundert eine ›Politische Geographie‹ *avant la lettre* herausgebildet, die erst 1897 durch Friedrich Ratzel zu ihrem Begriff kam und eine eigene Disziplin wurde, welche zudem zur Gründung der Geopolitik (1900) führen sollte.⁶⁸ Ratzel, der ebenso den Begriff des *politischen Raumes* in ursprünglich geodeterministischer Prägung etablierte, ist darüber hinaus der Vater der *Anthropogeographie* (1882)⁶⁹, welche heute zumeist als *Humangeographie* bezeichnet wird und den Gegenpart zur klassischen physischen Geographie darstellt. Weitere funktionale Begriffe, die in jenem Zeitraum entstehen, sind der *Wirtschaftsraum* (1826) und der *Kulturkreis* (1898), welcher die sogenannte ›Kulturraumforschung‹ der 1920er-Jahre anregte. Aus gutem Grund bemerkt Gaston Bachelard 1938, dass mit dieser Funktionalisierung der Raumbegriffe – und damit der Pluralisierung der Hinsichten –, die er auf die Erschütterung des physikalischen Raums durch Einstein zurückführt, der ›naive‹ Raumrealismus ein Ende habe.⁷⁰

Wurden die Begriffe eines essentialistischen National- und Kulturraumdenkens nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem von der Ethnologie zurecht kritisiert und verworfen, wuchsen die

⁶³ *Landschaft* als *terminus technicus* der Geographie bezeichnet – im Gegensatz zu seiner sonst gängigen ästhetischen Bedeutung einer vom Betrachter bildhaft und einheitlich wahrgenommenen, von Natur und/oder Mensch geformten Gegend – das sogenannte »Landschaftsökosystem«: das Wirkungs- und Funktionsgefüge aus Geo- und Biosphäre des Ökosystems (›Natur‹) einerseits und Anthroposphäre des sozioökonomischen Systems (›Kultur‹) andererseits.

⁶⁴ August Nitschke: *Naturerkenntnis und politisches Handeln im Mittelalter*, Stuttgart: Klett 1967, S. 174.

⁶⁵ W. Köster: »Politischer Raum«, in: *HWPPh VIII*, S. 122-131, hier S. 123.

⁶⁶ Siehe hierzu auch Foucaults an seiner Theorie der historischen Episteme angelehnten Ausführungen zur »Verortung« als mittelalterlichen Raumtyp gegenüber der »Ausdehnung« der klassischen Neuzeit und der »Lage« der Moderne; »Von anderen Räumen«, art. cit., S. 317-320.

⁶⁷ Die kulturwissenschaftliche Hinwendung zur Karto- und Topographie als »technisches Verfahren in der Geschichte des Wissens« und damit zum von Macht aufgeladenen Spannungsverhältnis zwischen räumlichen Repräsentationssystemen und dem abgebildeten Territorium gab sich im Zuge des *spatial turn* den Untertanen des *topographical turn*; vgl. Siegrid Weigel: »Zum ›topographical turn‹. Kartographie, Topographie und Raumkonzepte in den Kulturwissenschaften«, in: *KulturPoetik*, Bd. II, Heft 2, 2002, S. 151-165.

⁶⁸ Siehe Friedrich Ratzel: *Politische Geographie oder die Geographie der Staaten, des Verkehrs und des Krieges*, 1897. Als Begründer der Geopolitik gilt Rudolf Kjellén mit seinem Werk *Der Staat als Lebensform* (1900), Leipzig: Hirzel 1917.

⁶⁹ Friedrich Ratzel: *Anthropogeographie – Die geographische Verbreitung des Menschen*, 1882-1891.

⁷⁰ Gaston Bachelard: *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes. Beitrag zu einer Psychologie der objektiven Erkenntnis* (1938), Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1987, S. 37.

Teilgebiete der Wirtschafts-, Bevölkerungs-, Siedlungs-, Verkehrs- und Sozialgeographie zu eigenständigen Disziplinen heran, die gegenwärtig mehr Aktualität denn je genießen. Sie stellen heute die notwendigen, empirisch arbeitenden Gesprächspartner kulturphilosophisch ausgerichteter Fragestellung zum Raum da; dabei sind sie selbst ohne die philosophischen Vorarbeiten der letzten Jahrhunderte kaum zu denken. So bleibt es ein Verdienst der Phänomenologie, welche immer schon auf die Bedingtheiten der Erfahrung zurückfragt, den Raumdiskurs entscheidend kritisch geprägt zu haben. Wir haben gesehen, dass der phänomenologische Raum von topologischen Welt-Subjekt-Relationen konstituiert und durchzogen ist, zu deren wesentlichen Elementen der praktische Umgang mit Gegenständen, das Interagieren mit Anderen, die leibliche Verfasstheit und Perspektive des Subjekts, die Erfahrung von Nähe und Ferne, die Sinnbezüge der innerweltlichen Dinge untereinander, die intentionale Sinngebung sowie subjektive Empfindungen sinnlicher und emotionaler Art gehören. Da nun all diese Relationen wiederum lebensweltlich und daher historisch-kulturell geprägt sind, unterstehen sie dem Einfluss und der Kontrolle institutioneller Ordnungen, politischer Macht und medialen Möglichkeiten. Kritisch wird die Reflexion daher nicht allein dadurch, dass Raum nicht mehr als bloß gegeben hingenommen wird, sondern indem stets auf die historischen, soziopolitischen und technischen Determinanten seiner Konstitution einerseits und auf die Rückwirkung konkret konstituierter Räumlichkeit selbst als Determination historisch-gesellschaftlichen Lebens andererseits zurückgefragt wird. Von nun an wird sich der Gegensatz von physisch gegebenem Naturraum und menschlich konstruiertem Sozialraum auflösen; konkrete Materialität wird nur noch zusammengedacht mit ihrer menschlichen Formung.

Einen solchen, kritischen und gleichwohl perspektivierten Raumbegriff vertrat bereits Georg Simmel in den Anfangszeiten der deutschsprachigen Soziologie. In der Linie Émile Durkheims stehend, der gegen Ratzels Geodeterminismus erstmals die Gegenposition stark macht, dass Raum nicht Ursache für gesellschaftliche Strukturen ist, sondern dasjenige, worin sich diese manifestieren⁷¹, und den Anfang einer Raumsoziologie und Sozialgeographie machend, nach der Raum Konstruktion individueller, sozialer und institutioneller Praxis ist, vertritt Simmel bereits 1903 die These des von uns wahrgenommenen Raums als das Ergebnis gesellschaftlicher Strukturen. Simmel begreift Raum damit als die »räumliche Projektion sozialer Formen«⁷², womit er in erster Linie die politische Form von »Herrschaftsübung« über die Personen eines Gebiets meint, dessen materielle Raumorganisation die funktionale Organisation der Personenherrschaft widerspiegelt.⁷³ Direkt hieran schließt später Foucaults Theorie der Biopolitik an, welche zeigt, wie die Machtausübung auf den Körper des Individuums durch Kontrolle und Disziplinierung qua dafür geschaffene Raumverhältnisse ermöglicht wird. Simmels Raumtheorie weist aber auch in andere Richtungen, die auf je anderem Gebiet ihre Fortführung fanden. So betrachtet Simmel nicht nur Herrschaftsverhältnisse, sondern auch den je materiell-räumlichen Ausdruck der Vergesellschaftung verschiedener Institutionen wie der Kirche, der Familie, der Universität, der Vereine, in deren »Häusern« sich ihr Gemeinschaftsgedanke lokalisiert.⁷⁴ Die

⁷¹ Émile Durkheim: »Note sur la morphologie sociale/Notes critiques« (1897), in: Jean Duvignaud (Hrsg.): *Journal sociologique*, Paris: Presses Universitaires de France 1969, Vol. II, S. 181–192.

⁷² Georg Simmel: »Über räumliche Projektionen sozialer Formen« (1903), in: G. S.: *Gesamtausgabe Bd. VII: Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908. Band I*, hrsg. v. Otthein Rammstedt, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1995, S. 201–220.

⁷³ »In der Art, wie der Raum zusammengefaßt und verteilt wird, wie die Raumpunkte sich fixieren oder sich verschieben, gerinnen gleichsam die soziologischen Beziehungsformen der Herrschaft zu anschaulichen Gestaltungen«; ebd., S. 209.

⁷⁴ So schreibt Simmel metaphorisch über die Charakterisierung verschiedener Institutionshäuser (Kirche, Kaserne, Universität etc.), sie seien die »Bestimmungen, in denen sich der Aggregatzustand einer Vergesellschaftung ausdrückt, und die ihn rückwirkend tragen helfen«; ebd. Eine andere Metapher

besondere Rolle von Kultstätten, die Simmel hervorhebt, wird später etwa von Mircea Eliade aufgegriffen, der den Grundunterschied zwischen profaner und sakraler Räumlichkeit beschreibt.⁷⁵ Ein in diesem Kontext relevantes räumliches Element wird ebenso bereits von Simmel soziologisch gedeutet, nämlich die Grenze: »[Sie] ist nicht eine räumliche Tatsache mit soziologischen Wirkungen, sondern eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt.«⁷⁶ Gilt Simmels Augenmerk vorrangig leerer, neutraler Grenzzonen als Räume der Begegnung und des Verkehrs, übernimmt Jurij Lotman Simmels Grundprämisse der ›räumlichen Projektion‹ für andere Grenzziehungen: In seiner Kultur- und Textsemiotik zeigt sich in der Strukturierung des Raums durch topologische Grenzen die konkrete Artikulation des Nebeneinanders verschiedener Weltentwürfe bzw. Weltbilder.⁷⁷

Nach Simmel beschreibt Alfred Schütz in direktem Anschluss an die Husserlsche Phänomenologie sowie an Max Webers Theorie des sozialen Handelns den Menschen als das Wesen, welches seine Welt durch die Strukturierung von Raum und Zeit sinnhaft gestaltet, indem kulturelle Orte und Zeiträume des Erinnerns und des kollektiven Handelns geschaffen werden.⁷⁸ In der heutigen Raumsoziologie, wie sie etwa von Martina Löw vertreten wird, verschwindet der traditionelle Gegensatz von konstruiertem Sozialraum und physischem Naturraum gänzlich zugunsten eines eher Akteur-Netzwerk-theoretisch gedachten Interaktionsraums.⁷⁹

Die Gewährsmänner des *spatial turn*

Wir befinden uns nun in der letzten Phase des Raumdenkens vor dem *spatial turn*, welche vor allem durch die französische, auf strukturalistischem, phänomenologischem und mediologischem Boden situierte Theoriebildung der 60er- bis 80er-Jahre geprägt wird.⁸⁰ Die bekannten soziopolitischen und mediologischen Raumkonzepte französischer Autoren wie Gaston Bachelard, Henri Lefebvre, Michel de Certeau, Michel Foucault, Pierre Bourdieu, Paul Virilio und Gilles Deleuze/Félix Guattari, die neben anderen, noch nicht erwähnten Konzepten im Rahmen unserer Forschungsprojekts z.T. noch eigens zur Sprache und zur Anwendung kommen, sind allesamt aus einer historischen Konstellation geboren, die sich aus den drei beschriebenen Linien zusammensetzt: der phänomenologischen Topologie, der Funktionalisierung der Raumbegriffe und der kritischen Reflexion auf die wechselseitige Bedingung von Raum und Gesellschaft. Trotz gemeinsamer Geschichte und geteilter

bezieht sich auf die Repräsentationsfunktion des städtischen Raums für die herrschende Macht: »Die Stadt des Herrschers [erscheint] wie ein Gewand, das seine Person umgibt, und gleichsam [...] als Erweiterung seiner Persönlichkeit selbst, als ein Ausstrahlen seiner Bedeutung, deren Schicksalen also die jener Lokalität folgen müssen«; ebd., S. 208.

⁷⁵ Mircea Eliade: *Das Heilige und das Profane. Vom Wesen des Religiösen* (1956), Hamburg: Rowohlt 1957.

⁷⁶ Georg Simmel: *Soziologie*, Leipzig: Duncker & Humblot 1908, S. 623.

⁷⁷ Jurij M. Lotman: *Die Struktur literarischer Texte*, München: Fink 1972 sowie *Die Innenwelt des Denkens. Eine semiotische Theorie der Kultur*, Berlin: Suhrkamp 2010.

⁷⁸ Alfred Schütz: *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*, Wien 1932.

⁷⁹ Martina Löw: *Raumsoziologie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001.

⁸⁰ Dies gilt maßgeblich für den europäischen Raum. In der angelsächsischen Diskussion, welche der ›kontinentaleuropäischen‹ Philosophie gegenüber traditionell skeptisch eingestellt ist, gehen die zentralen Impulse für ein verändertes Raumdenken von Vertretern einer postmodernen Geographie (Edward Soja, David Harvey u.a.) und des Postkolonialismus (Edward Said, Homi K. Bhabha, Stuart Hall u.a.) aus, welche stärker als die europäische Raumtheorie auf historische Prozesse, allen voran die ökonomische, politische und mediale Globalisierung, reagiert.

Voraussetzungen unterscheiden sich diese Theorien in der jeweiligen Behandlungsgart des Gegenstands deutlich. An dieser Stelle soll eine kurze Charakterisierung der Ansätze genügen.

Gaston Bachelard prägt den Begriff der *Topophilie* als diejenige Disziplin, welche sich der Bestimmung der vom Menschen geliebten Räume widmet.⁸¹ Geliebt werden diese, so Bachelard, nicht nur aufgrund ihrer objektiven Schutzfunktion (z.B. das Haus, der Dachboden), sondern in erster Linie aufgrund subjektiver Wertschätzungen, welche auch imaginierte Werte mit einschließen. Explizit der phänomenologischen Hauptthese folgend, dass der Raum niemals reduziert werden kann auf sein objektives Vorhandensein, also nicht identisch ist mit dem Raum des Mathematikers, Physikers oder Geometers, spricht auch Bachelard vom »geliebten« Raum. Dieser wird allerdings nicht nur durch gewöhnliche intentionale Sinngebung belebt oder »beseelt«, wie Husserl sagen würde, sondern auch – und darauf legt Bachelard den Schwerpunkt – durch seine Bereicherung mit Bildern unserer Einbildungskraft und unseren Träumereien. Es geht ihm also um das imaginierte Sein geliebter und geliebter Räume, das im Innern unserer Psyche in einem Raum der Einsamkeit und der Erinnerung verortet ist und das durch die von ihm so genannte »Topo-Analyse« untersucht werden kann. Der poetischen Sprache kommt dabei insofern eine besondere Bedeutung zu, als sie dem bloßen Sein vorgängig sei, weil sie die Erscheinungsweisen der Dinge zu beherrschen und eigentümliche Wahrheiten hervorzubringen vermag.

Michel Foucault fühlt sich der Phänomenologie und insbesondere Bachelard gegenüber zwar sehr verpflichtet⁸², rückt aber weniger den subjektiv erlebten Raum in den Blick als vielmehr die (objektiv zu beschreibenden) gesellschaftlich geprägten Raumverhältnisse, welche unsere Erfahrung prägen und determinieren. Das Denken Foucaults kreist dabei in verschiedener Hinsicht um das topologisch als »Außen« charakterisierte Andere. Dies gilt einerseits für historische Wissensordnungen, die von machtdurchdrungenen Ordnungen des Diskurses hervorgebracht werden, für welche wiederum konstitutiv ist, dass sie insofern exklusive Ordnungen sind, als sie stets ein Außen, ein Anderes markieren, das von der etablierten Wissensordnung einer Zeit ausgegrenzt und ausgeschlossen wird. Die Ausgrenzung des diskursiven Anderen hat andererseits sein materielles Gegenstück in der ganz konkreten Ausgrenzung der als anders qualifizierten Subjekte, welche in Institutionen wie Krankenhäuser, Anstalten, Gefängnissen oder Altersheimen isoliert werden. Eben solche gesellschaftlich geschaffenen Räumlichkeiten gehören zu den von Foucault so benannten »Heterotopien«, die er deshalb als tatsächlich realisierte Utopien definiert, weil sie als Außenräume die Ordnung der »normalen« Räume im Innern der Gesellschaft übersteigen oder suspendieren. Sie sind Gegenorte, die in einem Analogieverhältnis das perfekte Bild der Gesellschaft oder ihres Gegenteils darstellen. Zu diesen Orten, die »völlig anders sind als all die Orte, die sie spiegeln und von denen sie sprechen«⁸³ und die somit die Orte des Makrokosmos in ihrem Mikrokosmos vereinen können, zählen ebenso Gärten, Friedhöfe, Museen, Bibliotheken, Theater und Kolonien.

Anschließend an die Marxistische Theorie definiert Henri Lefebvre den Raum als ein soziales »Produkt«.⁸⁴ Der »Naturraum« ist demnach bloß noch der Rohstoffgeber, aus dem die Gesellschaften auf je eigene Weise, durch je eigene Praxen, ihren Raum bereits produziert haben;

⁸¹ Vgl. Gaston Bachelard: *Poetik des Raumes*, op. cit., S. 29–34 (Einleitung, V) sowie die einzelnen »Topo-Analysen« des Bandes, beginnend mit der des Hauses, S. 35–69.

⁸² »Bachelards gewaltiges Werk und die Beschreibungen der Phänomenologen haben gezeigt, dass wir nicht in einem leeren, homogenen Raum leben, sondern in einem Raum, der mit zahlreichen Qualitäten behaftet ist und möglicherweise auch voller Phantome steckt.«; Foucault: »Von anderen Räumen«, art. cit., S. 934.

⁸³ Ebd., S. 230.

⁸⁴ Henri Lefebvre: *La production de l'espace* (1974), Paris: Anthropos 42001.

in einer Welt, die durch und durch sozial geprägt ist und wo jeder noch so kleine ›Naturgegenstand‹ symbolisch belegt ist, entzieht sich der Begriff der ›Natur selbst‹ dem Denken: Er ist bloßer Mythos, bloße Fiktion. ›Raum‹ muss daher als sozialer Raum untersucht werden, und zwar bezüglich seiner Genese, seiner Form, seiner Zeitstrukturen und Relationen einerseits und im Hinblick auf die sozialen Produktions- und Reproduktionsverhältnisse andererseits. Im Spiegel der Symbolsysteme, welche die sozialen Verhältnisse repräsentieren, ergibt sich daraus eine fundamentale Dreiheit der Ebenen sozialer Räumlichkeit: 1. Die »räumliche Praxis« bezeichnet die Art und Weise, wie eine Gesellschaft ihren Raum hervorbringt und praktiziert und wird beschrieben anhand des ganz konkreten, wahrnehmbaren Verhaltens der Menschen; sie heißt daher auch der »wahrgenommene Raum«. 2. Die »Raumrepräsentation« ist der »konzipierte Raum«, der von Wissenschaftlern erforscht, von Stadtplanern geplant und von Technokraten organisiert wird; er ist von einem sich stets verändernden Wissen, einem *logos* durchdrungen und folgt den Interessen der Machthaber. 3. Die »Repräsentationsräume« bezeichnen den durch Symbolsysteme vermittelten, von den Bewohnern tatsächlich »gelebten Raum«, der sowohl die gemeinsamen Traditionen einer Kultur als auch die individuellen Träume und Leidenschaften des Subjekts enthält; der gelebte Raum wird zwar größtenteils von den Raumrepräsentationen aufgezwungen, bildet aber auch den Ausgangspunkt für künstlerische Beschreibungen und Zurückverwandlungen in einen eigenen, angeeigneten Raum. Zwar folgt die Raumproduktion keiner marxischen Dialektik, dennoch ist sie geprägt von Widersprüchen zwischen wahrgenommenem, konzipiertem und gelebtem Raum. Unter kapitalistischen Bedingungen ist die Aufhebung der Widersprüche nicht möglich; die historische Teleologie, die bei Marx zur Synthese führt, ist bei Lefebvre allerdings nicht angelegt. Punktuelle Synthesen werden allenfalls durch die Kunst erreicht, die sich den Raum im obigen Sinn anzuverwandeln vermag.

So wie Lefebvres Begriff des ›gelebten Raums‹ an phänomenologische Grundlagen anschließt, so auch Michel de Certeaus Hinwendung zur alltäglichen Erfahrungswelt, und zwar explizit an Maurice Merleau-Ponty. Doch im Gegensatz zu Lefebvres neomarxistischem Argumentationsboden verschreibt sich Certeau einer Theorie des Performativen, welche dezidiert als Gegengewicht zu Foucaults Machtanalyse einer Raumkontrolle ›von oben‹ an der Möglichkeit einer autonom gestaltenden, subversiven Raumpraxis ›von unten‹ festhält.⁸⁵ Paradigmatisch für diese »resistenten, listigen und hartnäckigen« Praxen, die unberührt bleiben von den »Dispositiven und Diskursen der überwachenden Ordnung«⁸⁶, ist für Certeau die Praxis des Gehens in der Stadt, welche den vorgegebenen, durch die stabile Konstellation und Ordnung der verschiedenen Elemente bestimmten »Ort« (bspw. die bloße, geplant gebaute, unbewegliche Straße) in einen relationalen »Raum« der Erfahrung verwandelt, indem sie den statischen »Ort« durch die bewegten Tätigkeiten, Geschwindigkeiten und Richtungen menschlichen Handelns animiert. Die Praxis steht – in Analogie zur Linguistik Saussures – für den konkreten, kontext- und zeitgebundenen, ambigen Realisierungsakt der *parole* im Gegensatz zum statisch-abstrakten System der *langue*. Der »Ort« ist bloß ›vorhandener‹, ›geometrischer‹ Raum; der »Raum« ist ein »Ort«, ›mit dem man etwas macht‹, er ist ›zuhanden‹, er ist ›anthropologisch‹.⁸⁷ Dieser Gegenüberstellung entspricht diejenige zwischen dem *parcours*, der einen praktizierten

⁸⁵ Michel de Certeau: »Praktiken im Raum«, in: M. d. C.: *Kunst des Handelns*, Berlin: Merve 1988, S. 179–238, hier S. 186f. (frz. »Pratiques d'espace«, in: M. d. C.: *L'invention du quotidien. 1. arts de faire*, Paris: Gallimard 1990 (Folio/essais), S. 139–191, hier S. 146.)

⁸⁶ Ebd.

⁸⁷ Die Verbindung zur Heideggerschen Opposition zwischen ›Vorhandensein‹ und ›Zuhandensein‹ ist bei Certeau implizit, die Verbindung zur Opposition von ›geometrischem‹ und ›anthropologischem Raum‹ bei Merleau-Ponty hingegen explizit; ebd., S. 218f. (frz. S. 173f.).

Erfahrungsraum schafft und gestaltet, und der *carte*, welche die überindividuellen Ordnungssysteme aus konventionellen Bezeichnungen, Ortsnamen und Organisationsformen widerspiegelt. Während die Karte also das ideale Instrument dafür bereitstellt, die den Raum durchdringenden und sich in ihm artikulierenden Machtstrukturen zu repräsentieren, schreibt Certeau den alltäglichen Praxen das Potential zu, die die Lebenswelt strukturierenden Ordnungen zu unterlaufen. Somit wird die ›Karte‹ auch zum Symbol wissenschaftlich-objektiver Raumrepräsentationen und der *Parcours* zum Modus einer narrativen Raumkonstitution durch Darstellung der raumgliedernden, -belebenden und -erfahrenden Praxen.

Sich mehr auf den politischen als den soziologischen Raumdiskurs beziehend, lösen Gilles Deleuze und Félix Guattari den Raum von jeglichem Geodeterminismus oder -substantialismus und zeigen, wie im Wechselspiel der aufeinander bezogenen Prozesse von »De- und Reterritorialisierung« räumliche Verhältnisse je neu geschaffen werden. In diesem Zusammenhang formulieren Deleuze/Guattari die Theorie vom Gegensatz zweier (nur *in abstracto* klar trennbarer) Raumkonditionen bzw. -praxen.⁸⁸ Auf der einen Seite steht der »gekerbte« Raum, welcher seine »Einkerbung« durch aktive politische und kulturelle Organisation der vorfindlichen Räumlichkeit im Dienste ihrer Domestizierung erfährt; der Archetyp dieses Raums, den sich der Mensch einrichtet, in dem er sich orientiert, den er prägt, kontrolliert und beherrscht, ist die Stadt. Auf der anderen Seite steht der »glatte Raum«, d.h. der noch nicht oder nicht mehr gekerbte Raum, beispielhaft das Meer, die Wüste, das ewige Eis oder der Weltraum vor der astronomisch-kartographischen Beherrschung der offenen Weite. Im glatten Raum vollzieht sich das »nomadische« Leben entlang der von den Gegebenheiten des Raums diktierten Entfernungen und Richtungen: Hier ist es der Raum selbst, der das menschliche Leben prägt. Prägnant formuliert, hat der gekerbte Raum immer einen *logos*, während der glatte Raum selbst *nomos* ist. Ein besonderes Augenmerk legen Deleuze und Guattari auf die Tatsache, dass »gekerbte« und »glatte« Räume nur begrifflich klar trennbar sind, während *realiter* vielseitige Übergangs- und Mischformen existieren, wie das Beispiel des scheinbar perfekt gekerbten Raums der Stadt beweist, der trotz allem bzw. gerade deshalb von den glatten Räumen »durchlöchert« wird, die er selbst »ausscheidet«.

Paul Virilio schließlich ist einer der Ersten in der Linie der französischen Raumphilosophen, die auf technikgeschichtlichem und medienwissenschaftlichen Boden die einschneidenden Veränderungen gesellschaftlicher Räumlichkeit durch die allgemeine Vernetzung des Globus durch verkehrs- und telekommunikationstechnische Medien kritisch reflektieren.⁸⁹ Seine Betrachtungen der Transformation unserer Lebenswelt durch immer schneller werdende Bilder-, Daten- und Informationsströme, durch allgegenwärtig werdende Aus- und Eingabegeräte, Bildschirme, Kameras, Computer und Speichermedien veranlassen ihn dazu, traditionelle Raumauffassungen gänzlich zu revidieren. Besonders anschaulich zeigt er dies am alten Gegensatz von Stadt und Land, der nicht nur durch die Suburbanisierung und Automobilisierung zugunsten eines urbanen Zwischenstadt-Konglomerats aufgehoben wird, sondern vielmehr durch die Auflösung der räumlichen Dimension selbst, und zwar verursacht durch eine »elektronische Topologie«, die völlig ortlos geworden ist und sich stattdessen nur noch in zeitlichen Formen manifestiert. Anders gesagt: Räumliche Distanzen und Relationen des Nebeneinanders lösen sich auf in ein zeitliches Aufeinander, das an beliebig vielen virtuellen Punkten »akzessibel« ist. Hat der Raum einst verhindert, dass alles an einem Ort ist, und das Nebeneinander der Dinge erst ermöglicht (vgl. Platons *chora*), so führt seine Auflösung zu genau

⁸⁸ Gilles Deleuze/Félix Guattari: »1440 – Das Glatte und das Gekerbte«, in: G. D./F. G.: *Tausend Plateaus*, Berlin: Merve 1992, S. 658–694.

⁸⁹ Paul Virilio: »La ville surexposée«, in: P.V.: *L'espace critique*, Paris: Bourgeois 1984, S. 9–31. (dt. »Die Auflösung des Stadtbildes«, in: Dünne/Günzel: *Raumtheorie*, op. cit., S. 261–272).

dem Effekt, dass sich alles auf einen ›ortlosen Ort‹ in einem ›entleerten Raum‹ konzentriert: Alles ist *live*, der Übertragungsort ist austauschbar. Gleichzeitig damit entfernt und entfremdet sich die zeitliche Dimension von der chronologischen, historischen Zeit und wandelt sich zu einer ›oberflächlichen‹ Zeit, die sich allzeit in verschiedenen Interfaces exponiert. Die ständige ›Ankunft‹ von Informationen hat zudem die ›Abfahrt‹ abgelöst; in der permanenten Gegenwart ist eine neue Art der Bewegungslosigkeit entstanden, welche die neue Zeitlichkeit des untätigen Wartens und des Countdowns eingeführt hat. Wo außerdem Zeit ausschließlich über ökonomische Kategorien definiert und diktiert wird, verlagern sich räumliche Verhältnisse auf eine zeitliche Achse, welche vom ›Zentrum‹ der Arbeitszeit und der von ihr abhängigen, ihr dienenden ›Peripherie‹ der Freizeit aufgespannt wird. Die Auswirkungen all dieser Entwicklungen sind verheerend: Nicht nur führt das Überangebot von Gegenwärtigem zu einer ethischen und ästhetischen Krise der Referenzsysteme (denn die Ereignisse verlieren ihre ›Dimension‹), auch unsere sozialen Strukturen werden zerstört, und zwar durch die sogenannte ›Deportation‹: »eine Deportation, die zum einen Deportation von Personen innerhalb der Verlagerung von Produktionsstätten ist und zum anderen Deportation der Aufmerksamkeit vom menschlichen Augenkontakt und dem städtischen Sichtkontakt hin zum Interface zwischen Mensch und Maschine.«⁹⁰

Die heutige Kulturwissenschaft des Raums steht ganz in der Tradition dieser hier vorgestellten ›Gewährsmänner‹. Sollte der *spatial turn* der letzten beiden Jahrzehnte für sich jedoch reklamieren, die vielschichtige Struktur des Raums, die aus menschlichen Verhältnissen und Handlungsweisen ökonomischer, sozialer, politischer, technischer Art emergiert, und damit den Raum als gesellschaftlicher ›Effekt‹ oder gesellschaftliches ›Faktum‹ (im Sinne des Partizips) entdeckt zu haben, so wäre dies inhaltlich nicht korrekt. Tatsächlich neu ist ›nur‹, dass dieses sich schon seit langer Zeit entwickelnde moderne Raumdenken schließlich zu einem klaren Selbstbewusstsein gekommen ist und im Aufschwung der allgemeinen Aufmerksamkeit die methodischen und begrifflichen Voraussetzungen dafür geschaffen hat, es fruchtbar für die einzelnen Fragestellungen der kulturwissenschaftlichen Anwendungsbereiche in Anschlag zu bringen. Dies zu tun, ist Aufgabe und Ziel unserer Untersuchung.

⁹⁰ Virilio, »Die Auflösung des Stadtbildes«, art. cit., S. 265.

Minimalversion:

Spatio-logie:

- leeres Raumschema
- Raum vor Ort
- ante rem
- abstrakt
- homogen/isotrop
- quantitativ

Topologie:

- Ortsnetz
- Raum durch Orte
- post rem
- konkrete Orte
- heterogen
- qualitativ
- lebensweltlich
- perspektiviert
- orientiert